Graphologische Monatshefte.

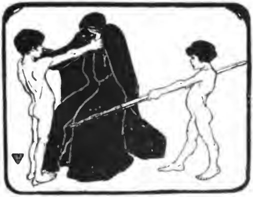
1907.

Graphologische Monatshefte.

1907.

Graphologische Monatshefte.

Archiv für Psychodiagnostik und Charakterologie.
Organ der Deutschen graphologischen Gesellschaft.



XI. Jahrgang der Publikationen.

[IX. Band der „Graphologischen Monatshefte"]

Redigiert von Dr. Ludwig Klages.

Mit Beiträgen von
HANS H. BUSSE, DR. HUGO EICK, H. STEINITZER, DR. R. STÜBE,
J. VON UNGERN-STERNBERG U. A.

Mit 3 Schriftproben im Text.

München.
Expedition der Publikationen der
Deutschen graphologischen Gesellschaft.
1907.

Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Mitteilungen.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Schrift.

Von Dr. R. Stübe.

Für die gesamte Kulturwelt ist die Schrift ein fast selbstverständliches Gut. Der gebildete Europäer empfindet in ihr überhaupt keinen Kulturwert mehr, da er sich ihrer fast reflektorisch bedient. Nicht ganz so völlig ist das Bewusstsein von der kulturellen Bedeutung der Schrift in anderen Kulturgebieten erloschen, sondern wird hier oft sehr deutlich ausgesprochen. Das schreibseligste Volk des Altertums und eines der eitelsten zugleich, das alle anderen als „elende Barbaren" verachtete, die Aegypter, schildern wohl die mancherlei Leiden des Schreiberlehrlings, sehen aber gerade in der Schreibkunst eines der höchsten Güter. Ein Gott hatte die Schrift erfunden. Ihr Besitz bedeutete die grosse Scheidewand gegenüber anderen Völkern. Die Schrift isolierte dieses bildungsstolze Volk und schied den Gebildeten wieder von der grossen Masse. Und ähnliche Stimmungen knüpfen sich an den Besitz der Schrift noch heute bei den Chinesen, bei denen die Schreibkunst — auch im Sinne der Kalligraphie — wohl mehr als irgendwo auf der Erde in Ehren steht. Hier hängen Schriftkenntnis und Teilnahme an der gesamten Geisteskultur der Nation aufs engste zusammen. Auch der einfachste Chinese kann meist lesen und schreiben und fühlt sich gerade dadurch mit seiner Heimat verbunden. Ein Beispiel für viele: Als vor kurzem ein bekannter deutscher Gelehrter aus China zurückkehrte, mietete er einen jüngeren chinesischen Diener. Eine vollständige Loslösung von seinem Lande ist für den Chinesen undenkbar. Wie suchte nun dieser Mensch den Zusammenhang zu wahren? Indem er ausser einem kleinen Sack voll chinesischer Erde einen Briefsteller — speziell für den Verkehr mit den Eltern bestimmt —, eine kleine Ausgabe der alten klassischen Schriftsteller und eine Miniaturausgabe des berühmten chinesischen Wörterbuches des Kaisers Kanghi ins Ausland mitnahm. Dieses Werk repräsentiert für den Chinesen den sichersten Zusammenhang mit seinem Schrift-

und Sprachbesitz. Man wird die Sache würdigen, wenn man sich vorstellt, dass ein deutscher Auswanderer, etwa ein niederdeutscher Bauer, neben der Bibel und dem Gesangbuch das Grimmsche Wörterbuch mit in die Fremde nähme.

Aehnliche Beobachtungen lassen sich im arabischen Kulturbereich machen. Auch hier wird die Schrift als das Symbol höherer Gesittung empfunden. Die Handelsstaaten an der südarabischen Küste bekunden ihre hohe Kultur in einer umfangreichen inschriftlichen Literatur, während das vorislamische Arabien sonst nur dort schriftliche Denkmäler besitzt, wo es mit der reichen aramäischen Kultur in Verbindung steht, so in der Oase Teima und im Reiche der Nabatäer. Erst mit der Weltstellung des Islam wird man sich des Wertes der Schrift für die Kulturstellung der arabischen Welt bewusst. Als „Besitzer der Schrift" fühlt sich der Anhänger des Propheten vom Heiden, zugleich aber auch der arabische Kulturmensch vom schriftlosen Barbaren streng geschieden.

Dass der Besitz der Schrift die Möglichkeit der Teilnahme an jeder höheren Kultur bedeutet, ist unserem Bewusstsein fast entschwunden; nur wo wir in Europa noch zahlreiche Analphabeten treffen, tritt uns der Zusammenhang von neuem entgegen. Wer selbst nicht schreiben gelernt hat, diese Kunst aber von anderen geübt sieht, der ahnt wohl bisweilen ihre ausserordentliche Tragweite und Bedeutung. Worin sieht das naive Bewusstsein das Wesen der Schreibkunst? Das ist deutlich ausgesprochen in zwei Erzählungen. Ein Indianer, der einen Brief überbracht und beobachtet hat, dass der Empfänger weiss, was der Absender von ihm fordert, legt sich bei einer zweiten Gelegenheit den zu übergebenden Brief an die Ohren, um zu hören, was er meldet. — Das ist durchaus folgerichtig gedacht. Der Brief ist offenbar eine Mitteilung; das ursprüngliche Bewusstsein kennt als Form der Mitteilung fast nur die menschliche Rede. Der Brief redet also. Dass hier eine optische Form der Mitteilung an Stelle der akustischen getreten ist, das ist das Wesen aller schriftlichen Mitteilung. Das naive Bewusstsein aber kann sich diesen Ersatz überhaupt nicht vorstellen. In der Tat ist er erst durch eine unermesslich lange Entwicklung erreicht worden und nur die Gewohnheit hat uns gegen das Wunderbare in dieser Leistung abgestumpft.

Viel weiter reicht die Auffassung vom Wesen der Schrift, die ein bei Plato (Phaidros, Cap. 59, p. 274 D.) erzählter ägyptischer Mythus gibt, kaum ein Mythus der Volksreligion, sondern eine in priesterlichen Kreisen wurzelnde Reflexion in mythischer Form über die

historische Bedeutung der Schrift. — Als der Gott Thot die Schrift erfunden hat, zeigt er seine Leistung dem Ammon. Statt dass er Anerkennung fände, wird ihm der Schaden der Schrift vorgehalten: fortan werden die Menschen sich auf schriftliche Aufzeichnungen verlassen und die Kraft des Gedächtnisses, die lebendige Erinnerung, wird dadurch geschädigt werden.[1])

Ganz zutreffend ist darin zunächst die psychologische Beobachtung. Der Verfasser hat mehrfach Gelegenheit gehabt, das staunenswerte Gedächtnis schreibensunkundiger Menschen zu bewundern, die um Jahrzehnte zurückliegende, ganz unbedeutende Dinge in sicherer und genauester Erinnerung hatten. Auch bei Naturvölkern ist die lebendige Erinnerung weiter Zusammenhänge weit stärker als bei Kulturvölkern. Die lebendige Tradition erlischt bei uns schon im dritten Gliede, dagegen umfasst das geschichtliche Bewusstsein bei dem begabten Stamme der Irokesen noch die genealogischen Zusammenhänge eines Viertel-Jahrtausends. Aehnliches gilt von den Kara-Kirgisen und den Arabern. Besonders die Turk-Völker sind auf ihr Stammbaumwissen stolz, an dem auch der gewöhnliche Mann teil hat. Hier haben wir schriftlose Tradition; und es ist nicht zu bezweifeln, dass die allgemeine Verbreitung der Schrift diese ungeheuere Kraft der Erinnerung gebrochen hat.

Noch ein zweites aber hat der Mythus von Thot richtig erkannt: die Schrift ist ein Ersatz für das lebendige Wissen, für den geistigen Besitzstand, zu dem jede höhere kontinuierliche Kultur von selbst gelangt. Und sie tritt da als Notwendigkeit auf, wo dieser geistige Besitz zu umfangreich und mannigfaltig wird, um von der geistigen Kraft des Individuums erfasst und getragen zu werden. Sie wächst damit über die Bedeutung eines praktischen Mediums der Mitteilung, das den einzelnen Fällen des Lebens dient, hinaus zu einer allgemeinen, das gesamte nationale Kulturleben umfassenden Form der Darstellung und Aufbewahrung seines geistigen Besitzstandes. Inschriften und Bücher werden das eherne Gedächtnis jeder umfassenden und höher gesteigerten Kultur.

Und so erscheint die Schrift als ein Ersatz für alle lebendige Rede, sei es für die einzelnen Mitteilungen im praktischen Leben, sei es für die grosse Tradition des Wissens und Könnens, das ein Kulturgebiet in sich schliesst. An die Stelle der flüchtigen akustischen

---

[1]) In der ägypt. Volksreligion ist Thot ursprünglich ein Mondgott. Die ägyptischen Quellen nennen ihn den „Schreiber der Götter", der die „Sprache und Schrift gab", auch die Rechenkunst schuf er. Er gilt überhaupt als der Beschützer der Wissenschaften und als Erfinder der Schrift. Ob aber die von Plato erzählte Geschichte wirklich ägyptischen Ursprungs oder griechische Dichtung ist, lässt sich aus ägyptischen Quellen bisher nicht feststellen.

Wahrnehmungen sind bleibende optische Darstellungen getreten. Das ist an sich gewiss eine geradezu wunderbare Leistung des menschlichen Geistes, deren Grösse uns kaum nahe tritt, weil die Sache für uns so alltäglich ist.

Es scheint nun nichts näher zu liegen als die Annahme, dass die Schriftbildung von dem Streben ausgeht, für die gehörten Laute optische Zeichen zu schaffen und so das Wortbild herzustellen. Das aber ist erst der Schlussstein der gesamten Schriftentwicklung; das Streben nach schriftlicher Fixierung hat nicht einmal an die Sprache, geschweige denn an die einzelnen Laute angeknüpft, sondern geht von ganzen Vorstellungskomplexen aus, die selbst über den Umfang des Satzes weit hinausreichen und für die eine bestimmte sprachliche Wiedergabe überhaupt nicht erforderlich ist. Das primitive Bewusstsein spricht sich auch sonst nicht durch Zerlegung der Vorstellungen, sondern in zusammenfassenden „Symbolen" aus. Es ist einheitlich gegenüber dem zergliedernden Denken einer späteren Kulturstufe.

Hier soll der Versuch gemacht werden, die psychologischen Voraussetzungen der Schriftentstehung zu skizzieren. Es wird sich dabei zeigen, dass die Schrift in der Tat ein beredter Ausdruck der psychischen Stufen ist, die das Menschengeschlecht durchmessen hat, Dabei ist der Begriff „Schrift" selbstverständlich nicht in dem durch die letzte Stufe ihrer Entwicklung begrenzten Sinne der Buchstabenschrift zu fassen, sondern auf alle optischen, technischen Darstellungsmittel auszudehnen, deren Zweck die Mitteilung oder die Fixierung der Erinnerung ist. Daraus ergibt sich sofort ein Problem. Zahlreiche primitive Schrift hat bildmässigen Charakter. Es gibt aber bekanntlich auch eine weit verbreitete primitive Kunst, die in Zeichnung und bildmässiger Komposition recht Erhebliches leistet. Ist zwischen primitiver Kunst und primitiver Schrift eine scharfe Grenze zu ziehen? Sieht man auf das Technische der Durchführung, so wird es nicht möglich sein, beide sicher zu scheiden. Es kommt alles auf das Motiv, den Ausgangspunkt der Darstellung an. Wir werden annehmen dürfen, dass die primitive Kunst von ästhetischen Antrieben, vom Gefallen an Formen (Ornament), vom Interesse am Gegenstande (Tier- und Menschengestalten) ausgeht, dass sie abbilden, nicht aber etwas berichten will. Wo dagegen eine Darstellung vorliegt, welcher Mittel sie sich auch bedienen mag, die etwas mitteilen, bezw. für die Erinnerung fixieren will, da haben wir Anfänge der Schrift.

Diese Scheidung mag an sich einleuchten, und es werden sich

prinzipielle Bedenken nicht gegen sie erheben lassen. Aber sie ist in der Praxis vielleicht nicht in voller Schärfe durchführbar. Man kann sich nämlich dem Eindruck nicht entziehen, dass es primitive Darstellungen gibt, in denen ein künstlerisches Interesse am Stoff mit dem Streben nach Fixierung, Mitteilung, Ueberlieferung eines Herganges zusammen wirkte. Wir besitzen z. B. höchst interessante Zeichnungen der Buschmänner, in denen man beides findet; es ist ein Hergang dargestellt mit unverkennbarem Streben, ein bestimmtes Ereignis (z. B. einen Raubzug) zu fixieren; aber zugleich treten zahlreiche künstlerische Motive in der Wiedergabe der einzelnen Erscheinungen hervor. Auf altägyptischen Wandgemälden kann man im Prinzip des Gleiche beobachten. Sie wollen vor allem einen Hergang melden, sie erzählen von Schlachten, Gesandtschaften oder aus dem täglichen Leben des Aegypters. Auch ein sehr fester Stil, eine gewisse Formelhaftigkeit der Sprache ist hier für die einzelnen Themen unverkennbar. Daneben aber stehen ebenso sicher rein künstlerische Bestrebungen in diesen Bildern. Zunächst die Symmetrie in der Anordnung der etwa begleitenden Inschriften, ein deutliches Streben nach klarer Gliederung, nach Raumausfüllung, endlich die grosse Rolle der Farben — das alles erhebt diese Malereien über das Berichtende. Dazu tritt dann in aller Formelhaftigkeit und Starrheit ein Ansatz zur Charakteristik. Sehr gut haben die Aegypter die Tiere beobachtet ,während die Pflanze mehr ihrem Stilisierungsstreben verfallen ist. Auch die typischen Merkmale verschiedener Rassen sind meist recht gut wiedergegeben. Hier haben wir die älteste Form unserer „Historiengemälde", in denen sich die Aufgabe des sachlichen Berichtes und der künstlerischen Komposition verbinden.[2])

Man würde dem Problem, wie weit in primitiven Bildern Mitteilung und Kunst durcheinanderlaufen, noch näher kommen, wenn es gelänge, die von aussen — etwa durch Unterricht — möglichst unbeeinflussten Malereien kleiner Kinder psychologisch zu analysieren. Diese Uebungen setzen oft in sehr frühem Alter ein. Sie werden gewiss oft auf Anregung von Seiten Erwachsener zurückgehen; bald aber hat das Kind die Handhabung des Griffels erfasst und geht nun seinem Betätigungstriebe nach. Sind die ersten

[2]) Es ist hier nicht der Ort über diese Kunstform ein aesthetisches Urteil auszusprechen. Man wird indes nicht verkennen können, dass in ihr vielfach ein rhetorisches Pathos hervortritt, welches das historische Moment ins Deklamatorische umsetzt, wie es in der Poesie etwa bei Geibel der Fall ist. Stets ist die Betonung des Sachlichen an die Stelle der künstlerischen Konzeption getreten, was die Gestaltung oft unfrei macht. Die Vignetten, mit denen Adolf Menzel die Geschichte Friedrich des Gr. illustriert hat, zeigen die vollendete Lösung des Problems einer künstlerischen Interpretation des Historischen. In gleichem Sinne wäre noch auf Dürers Zeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians zu verweisen.

Motive dieser primitiven Kunstübung erledigt und für das Kind erschöpft, kann es z. B. ein Haus zu seiner Befriedigung zeichnen, so fordert es von Erwachsenen neue Vorbilder — ein Pferd, einen Hund. Endlich wird das eigene Vorstellungsleben frei dargestellt, nicht nur in einzelnen Dingen, sondern in Kompositionen; sogar recht umfassende Komplexe von Ereignissen, ganze Geschichten, werden von der kindlichen Kunst erfasst. Es wäre sehr zu wünschen, dass in diesem Seinne einmal die „Kunst im Leben des Kindes" untersucht würde.[3])

Dem Verfasser steht dafür nur ein kleines, bei günstiger Gelegenheit beobachtetes Material zu Gebote, aus dem sich die eben angedeuteten Erkenntnisse zu ergeben schienen. Die eigentliche Frage gegenüber diesen Leistungen lautet: Was will das Kind mit seinen Malereien? Folgt es einem Lustgefühl, das seine Bemühungen begleitet, ist also der Antrieb zur „Kunst", die Erfüllung des ästhetischen Triebes das Entscheidende, oder will es in seinen Arbeiten etwas sagen, will es nur eine Vorstellung aussprechen, z. B. „Das ist ein Hund?" Dem Verfasser scheinen beide Motive zusammenzuwirken; ich glaube durch stille Beobachtung und vorsichtiges Fragen ermittelt zu haben, dass Kinder in ihren Malereien — auch in den für den Erwachsenen oft sinnlosen Kritzeleien — etwas sagen, ausdrücken wollen; eine verwirrende Fülle von Strichen wird etwa als „Fische im Wasser" interpretiert, ein anderes Gewirre ist eine „Eisenbahn", eine ganz undefinierbare Figur ist die „Katze". Und es ist kaum zu bezweifeln, dass das kindliche Auge das Vorgestellte in den Zeichnungen sieht. Es scheint also das Mitteilungsbedürfnis die führende Rolle zu spielen. Aber ebenso treten begleitende Gefühlswerte im Kinde zutage. Ohne Wohlgefallen an dem Erreichten wäre die Produktion dieser Art gewiss viel beschränkter als sie in Wahrheit ist. Das Kind gibt sich ersichtlich die grösste Mühe, die Sache recht schön zu machen und es ist seinem vollendeten Werke gegenüber auch mit naivem Lobe nicht zu sparsam; es freut sich der Anerkennung. Darin zeigt sich überall die Tatsache, dass hier auch Wertgefühle eine Rolle spielen, dass wir also im Bereich des Kunsttriebes sind.

Aehnlich sind möglicherweise auch in der Kunst primitiver

[3]) Der hier ausgesprochene Wunsch ist während des Druckes der Arbeit erfüllt worden durch das Buch von Levinstein, Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahr, 1905, das durch höchst wertvolle Beiträge von Karl Lamprecht ein besonderes Interesse hat. Auch einige andere Arbeiten über Kinderzeichnungen sind dem Verf. inzwischen bekannt geworden; W. Ament, Die Seele des Kindes. 3. Ausg. 1906. (S. 68—79) James Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Uebers. von Stimpfl. 1904. (S. 281—338). Für primitives Zeichnen ist vor allem heranzuziehen K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens.

Völker die mitteilende und die künstlerische Darstellung nicht immer streng geschieden. Ueberhaupt ist ja für primitives Bewusstsein sehr vieles noch in einer Einheit beschlossen, was später in Teile zerlegt wird. Der primitive Mensch ist noch alles in einem: Priester, Dichter, Künstler, Redner, Bauer und Krieger. Doch besteht zwischen dem Bewusstsein primitiver Völker und dem des Kindes ein Unterschied, der davor warnt, jene Parallele zu einer Norm für beide zu machen. Das kindliche Bewusstsein ist ein unentwickeltes Bewusstsein: es hat die Welt der Erscheinungen noch nicht scharf erfasst. Das primitive Bewusstsein dagegen ist völlig entwickelt, es ist durchaus in der Welt orientiert, aber es ist noch nicht —wie beim Kulturmenschen — differenziert. Der Mensch dieser Kulturstufe steht noch in innerer Einheitlichkeit und Ganzheit vor uns. Das Kulturbewusstsein macht aus ihm ein Glied der Gemeinschaft.

In allen primitiven Kulturen ist der geistige Zusammenhang der menschlichen Gemeinschaft durch die lebendige Erinnerung bedingt und an die Sprache gebunden. Sowohl die begrenzte Tragkraft der Erinnerung wie die beschränkte Wirkung der mündlichen Mitteilung und Ueberlieferung bewirken, dass sich alle Vorstellungen einer primitiven Kultur in einem verhältnismässig engen Bereich zusammenfassen. Jede weiter fortgeschrittene Kultur, in der sich mit der beginnenden Sesshaftigkeit bleibender Besitz, gefestigte Rechtsverhältnisse und vor allem die — überall an Grund und Boden haftende — Ueberlieferung historischer Tatsachen verbinden, entwickelt auch die Schrift. Die Bedeutung der Schrift für höhere Kulturen besteht also darin, dass sie eine feste Tradition in leicht zu sichernden Formen und von unbegrenzter Dauer schafft. Zugleich wird dadurch das geistige Aufnahmevermögen entlastet. Ueberall, wo eine starke, oft bewundernswerte gedächtnismässige Tradition besteht — so besonders in priesterlichen Kreisen Indiens, in der gelehrten Bildung Chinas, im talmundischen Judentum, in der scholastischen Wissenschaft des Mittelalters — da finden wir oft eine gewisse Sterilität. Das geistige Schaffen erlahmt gegenüber dem Behalten um so mehr, je grössere Lasten dem Gedächtnis aufgebürdet werden. Das Ende aber ist überall das gleiche: man sieht sich zu schriftlicher Aufzeichnung genötigt, selbst wenn sie ursprünglich — wie öfter bei religiösen Texten — untersagt war.

Ferner wird durch schriftliche Fixierung die Kontinuität der Kultur in einer Weise gesichert, wie es keine mündliche Ueberlieferung zu leisten vermag. Mit der literarischen Fixierung ist gegen

die grossen Störungen und Brüche, denen der Zusammenhang der Kultur schon öfter unterworfen war, ein wichtiges Gegenmittel geschaffen. Das tritt nicht nur in einem der einschneidendsten Erlebnisse in der Geschichte Europas, in der Wiederbelebung der Antike, hervor, sondern gilt in ähnlicher Weise für die chinesische Geschichte.[4]) Umgekehrt ist mit dem Untergang der Schriftkenntnis bei den alten Kulturvölkern Amerikas, wie es scheint, unter den heutigen Indianern Zentralamerikas und Perus auch die leiseste Erinnerung an die ehemalige Macht und an den Kulturbesitz erloschen.

Vorlagen deutscher Majuskeln.

Von Hans H. Busse.

Die Wichtigkeit der Sammlung von Schulvorlagen wurde in der graphologischen Literatur zur Reform der gerichtlichen Schriftexpertise verschiedentlich betont. Die Schwierigkeit, alle Schulvorlagen zu sammeln und übersichtlich zusammenzustellen, lässt eine erschöpfende Darstellung nur erwarten auf Grund vorangehender Einzelstudien; diese werden hiermit begonnen.

Nebenstehende Tafel vereinigt die Formen der deutschen Majuskeln, welche in Volksschulen der 10 meistbevölkerten Staaten des Deutschen Reiches bezw. ihrer Hauptstädte gelehrt werden; die Anordnung geschah nach der Einwohnerzahl der einzelnen Staaten.[1]) Diese Auswahl wurde getroffen, um einen ersten Ueberblick zu gewinnen.

Benutzt wurden:

1. Preussen: Preussisches Normal-Alphabet (Neuer Schriftduktus), herausgegeben von Julius Neve unter Mitwirkung von Regierungsschulräten, Seminardirektoren, Seminar- und Volksschullehrern unter Zugrundelegung eines an 106 preussischen Lehrerseminaren gesammelten Quellenmaterials. Siebenter Abdruck.

2. Bayern: Fibel für den Sprech-, Schreib- und Lese-Unterricht von Ludwig Solereder. Erste Abteilung. Separatausgabe für die Münchener Schulen.

---

[4]) Durch die allgemeine Bücherverbrennung im J. 213 v. Chr. wollte der Kaiser Schi Hoang-ti den Bruch mit der als Autorität wirkenden Vergangenheit vollenden. Die Restauration der konfuzianischen Literatur hat die Autorität der alten Zeit für China eigentlich erst begründet und dadurch der chinesischen Entwicklung dia Richtung gegeben.

[1]) Durch ein Versehen bei der Herstellung der Tafel wurde Braunschweig (za. 497000 E.) vor Mecklenburg-Schwerin (za. 639000 E.) gesetzt.

3. Sachsen: Fibel oder Lehr- und Lesebuch für das erste Schuljahr von Dr. W. U. Jütting. Neubearbeitung von Th. Heym, Lehrer in Wurzen. 49. Auflage.

4. Württemberg: Methodische Anleitung zum Schönschreib-Unterricht mit 234 stufenmässig geordneten Vorlagen deutscher und lateinischer Schrift in je drei Kursen von Ludwig Hartmann, Lehrer der Kalligraphie am K. Realgymnasium in Stuttgart, beeidigtem Sachverständigen für gerichtliche Schriftvergleichung. In Stein gestochen und gedruckt von W. Menges in Stuttgart. Sechste Auflage.

5. Baden: Erstes Lesebuch für die Kleinen. Von Otto Fritz. Mit vielen Originalzeichnungen von Karl Thoma.

6. Elsass-Lothringen: Deutsche Fibel und Lesebuch für die Unterstufe der Elementarschulen in Elsass-Lothringen. Erster Teil. Ausgabe für katholische Schulen. Sechsundzwanzigste Auflage.

7. Hessen-Darmstadt: Deutsche Fibel. Bearbeitet von hessischen Schulmännern aus Stadt und Land. Sechste Auflage.

8. Hamburg: Hamburger Vorschriften von J. H. Johannssen. Erster Teil. Vierte Auflage.

9. Braunschweig: Schreibschule für die Schulen des Herzogtums Braunschweig sowie zum Selbstunterricht entworfen und ausgeführt von E. Huxhagen, Lehrer an der II. mittleren Mädchen-Bürgerschule zu Braunschweig.

10. Mecklenburg-Schwerin: Muster-Alphabet zu den vom Pestalozzi-Verein in Mecklenburg-Schwerin herausgegebenen deutschen Schreibheften. 4. Auflage.

Selbstverständlich gelten diese Vorlagen durchaus nicht für alle Schulen jeden Staates; zumal in den Provinzen der grösseren Königreiche finden sich Vorlagen mit mancherlei abweichenden Schriftzeichen. Hierauf soll in einer späteren Abhandlung eingegangen werden.*) Dass aber vielfach gerade die in den Hauptstädten gelehrten Formen vorbildlich wirken für den Schreibunterricht in den übrigen Teilen des Landes, ist leicht verständlich. So entnehmen wir den Vorbemerkungen zum Preussischen Normalalphabet einiges Lehrreiche über dessen Entstehung und Verbreitung: „Seitdem das Königliche Provinzial-Schulkollegium zu Hannover durch Verfügung vom 8. September 1886 einen eigenen Schriftduktus für die Seminare dieser Provinz vorgeschrieben hat, ist in den übrigen Seminaren des Preussischen Staates die Frage und der Wunsch nach einem Normalduktus vielfach und wiederholt erwogen worden, denn nach den für die Volksschulen geltenden gesetzlichen Bestimmungen ist der

*) Einige wichtigere Modifikationen sollen jedoch bereits jetzt in Anmerkungen erwähnt werden.

Schreibunterricht nach der in den Lehrerseminaren erteilten Methode zu geben."[8]) Gegenüber der an diesen Anstalten herrschenden Willkür wurde die Aufstellung des Normalalphabets zunächst für die Seminare versucht. Jedoch wünschten einige Regierungen nur sog. Provinzialalphabete und wenngleich man der Meinung war, „dass der Unterschied zwischen den Schriftzeichen der einzelnen Buchstaben in den östlichen und westlichen Provinzen, denn darum allein handelte es sich, kein so bedeutender sei, als dass sich nicht ein einheitlicher Duktus für ganz Preussen erzielen liesse, glaubte man doch darauf Bedacht nehmen zu müssen, dass jede Zentralisation in Sachen der Schrift und Kunst eine Verknöcherung zur Folge habe, und dass eine freie Entwicklung nach massgebenden Grundsätzen auch der Schrift dienlich sei. Was daher geschehen könne, sei eine Aufstellung von möglichst einfachen, klassischen Musterbildern unter Berücksichtigung der in den Seminaren gebräuchlichen Formen, und so ist denn nach diesen Grundsätzen das „Preussische Normal-Alphabet" entstanden. Damit sich die Gegensätze zwischen den östlichen und westlichen Provinzen leichter ausgleichen lassen, sind einige Buchstaben in zweifacher Form gegeben." Das Preussische Normal-Alphabet ist eingeführt u. a. an sämtlichen Seminaren und Präparandenanstalten der Provinzen Hessen-Nassau, Ostpreussen und Sachsen; ferner an vielen Anstalten „anderer Provinzen, zahlreichen Stadt- und Landschulen in ganz Preussen und auf Veranlassung der Inspektion der Infanterieschulen in sämtlichen Unteroffizierschulen und Vorschulen."

Wie ein kurzer vergleichender Blick auf die Schriftzeichentafel zeigt, bestehen aber auch zwischen den Formen mancher Staaten zweifellos Aehnlichkeiten. So zeigt z. B. Elsass-Lothringen fast durchgehend völlig gleiche Bildung wie Preussen, während Hamburg und Mecklenburg-Schwerin in übereinstimmender Weise bei mindestens 10 Schriftzeichen von den Vorlagen der übrigen Staaten abweichen. Derartige Beziehungen können uns aber gegenwärtig noch nicht näher beschäftigen; erst spätere Darlegungen auf Grund sämtlicher deutscher Schriftzeichenvorlagen seit 1830 werden hierüber einwandfreie Feststellungen ermöglichen und vielleicht sogar darzutun erlauben, ob und wieweit aus einer Handschrift Schlüsse bezw. Vermutungen gestattet sind über Ort und Zeit der Erlernung des Schreibens.

[8]) Die deutschen Majuskeln der Hannoverschen Schulvorlage unterscheiden sich von denen des preussischen Normalalphabets hauptsächlich durch die Hinzofügung eines Vorschwungs bei I, J, M, N, P, R, S, T, U, V, W, X, Y, Z (ähnlich also hierin den Vorschriften von Mecklenburg-Schwerin); ferner beginnt der Vorschwung bei B, E, H, L niedriger und zwar ziemlich ähnlich Nr. 6, Elsass-Lothringen; das C wird ohne Basiswelle und oberen Haken, das K ebenfalls ohne oberen Haken und mit Basiswelle am Schluss gebildet.

1. Preussen. 2. Bayern. 3. Sachsen. 4. Württemberg. 5. Baden. 6. Elsass-L. 7. Hessen. 8. Hamburg. 9. Braunschweig. 10. Mecklenbrg-Schwerin.



Preussen. 1. Bayern. 2. Sachsen. 3. Württemberg. 4. Baden. 5. Elsass-L. 6. Hessen. 7. Hamburg. 8. Braunschweig. 9. Mecklenbrg-Schwerin. 10.

Vorlagen deutscher Majuskeln. (Verkleinerung 1:3).

Die gegenwärtig abgedruckte Schriftzeichenzusammenstellung zeigt die deutschen Majuskeln nur in $^1/_3$ der Originalgrösse. Die Schulvorlagen wurden sorgfältig durchgezeichnet auf ein Blatt vom Format 45 zu 35 cm, dessen Reproduktion an dieser Stelle jedoch unmöglich war. Die vorliegende Verkleinerung lässt aber die formalen Eigentümlichkeiten der einzelnen Schriftzeichen mit genügender Schärfe erkennen und nur diese Eigentümlichkeiten wollen wir jetzt einer vergleichenden Betrachtung unterziehen; die Behandlungsweisen bezüglich Schriftlage, Druckverteilung, Grösse und dergl. müssen aus mehreren Gründen gegenwärtig noch unbeachtet bleiben.

1. A. — Der Anfangsbogen wird meistens ohne Vorschwung gelehrt; ein solcher findet sich nur bei 7, 8, 10. Der Krümmungsgrad des Anfangsbogens ist verschieden; am stärksten zeigt ihn 9. Bei der oberen Einbiegung sind zu beachten die Form des linken Teiles, die Tiefe und Länge des Verbindungsbogens zum rechten Teile, dessen Gestalt, das Höhenverhältnis der linken und rechten Spitze und endlich die Stellung des Anfangsbogens zur linken Spitze. Der obere Teil ist meistens als Punktschleife[4]) gebildet, doch kommt auch die kleine offene Schleife vor; hakenförmige Bildung zeigt 8. Der kleine Verbindungsbogen zum zweiten Teil ist bei 3 und 5 am kürzesten, bei 1 und 6 am längsten und gleichzeitig auch flach. Der rechte Teil zeigt immer eckige Gestalt und seine Spitze ist mit Ausnahme von 8 und 10 gleich hoch wie der linke Teil.[5]) Bei den A ohne Vorschwung kommt es meistens zur Berührung des Anfangsbogens mit dem ersten Teil der oberen Einbiegung, so dass der Buchstabe geschlossen ist. Nur bei 6 tritt keine Berührung ein; es ergibt sich daraus eine obere Oeffnung wie bei denjenigen A, deren Anfangsbogen von einem Vorschwung eingeleitet wird; das Höhenverhältnis des ersten Teiles zur oberen Einbiegung ist hier verschieden; ungefähr gleiche Höhe hat 7, Ueberragung des Anfangsbogens 8, Ueberragung der oberen Einbiegung 10.

2. B. — Das Schriftzeichen wird mit geradem oder etwas gekrümmtem Anstrich von 2 und 4 gelehrt; dieser ist bei 2 kurz, bei 4 lang, d. h. von der Zeile anfangend. Die übrigen Vorlagen beginnen mit einem linken Seitenbogen, dessen Form und Anfangsstelle allerdings verschieden sind. Bei 1, 6, 7 verläuft der Anfangsbogen zuerst

[4]) Wir bedienen uns für einige kalligraphische Elemente der im Schönschreibunterricht üblichen Bezeichnungen, welche vielfach wegen ihrer Bildlichkeit ohne weiteres verständlich sind: Keilstrich, Seitenbogen, Punktschleife, Schlangenlinie, Flammenlinie, Schneckenlinie, Wellenlinie.

[5]) Das Frankfurter „Deutsche Lesebuch für Bürgerschulen. I. Teil. Fibel" verlangt eine längliche Schleife.

etwas horizontal nach links, bei den übrigen Vorlagen sofort nach unten. In gleicher Höhe mit der B-Spitze beginnt der Anfangsbogen bei 1, 5, 7, 9, bei den übrigen ungefähr in halber Höhe der Hauptschleife. Die Form der Hauptschleife ist bald mehr länglich, bald mehr gerundet, was mit der Höhe der Kreuzungsstelle von Anstrich bezw. Vorschwung und Hauptgrundstrich zusammenhängt. Besonders niedrige Kreuzungsstelle und längliche B-Schleife zeigen 2, 4, 8; höhere Kreuzungsstelle und rundere Bildung der Schleife 5 und 9. Der Hauptstrich wird meistens als Flammenlinie gebildet; nur 8 und 10 zeigen den nach unten gekehrten Keilstrich. Aus dieser Verschiedenheit folgt eine andere. Bei den B mit Flammenlinie geht diese über in die linke Basisschleife, an welche sich meistens eine flache Welle schliesst. Bei den B mit geradem Hauptstrich fehlt die linke Basisschleife und der Basisteil wird sofort eckig angesetzt in Gestalt einer Schlangenlinie. Die hierher gehörigen Vorlagen 8 und 10 unterscheiden sich auch noch bezüglich der Bildung des B-Schlusses von den übrigen; sie ersetzen nämlich die sonst gebräuchliche Punktschleife durch eine linksläufige Einbiegung. Der Basisteil der übrigen B-Vorlagen zeigt in der Behandlung der linken Schleife und in der Stellung der Punktschleife am Schluss einige beachtenswerte Verschiedenheiten. Die linke Basisschleife wird von 2 hoch gerückt, bei den übrigen Vorlagen steht sie auf der Zeile; bei 2 und 4 ist sie am kleinsten, am längsten bei 1 und 6. Diesen Eigentümlichkeiten entspricht auch die Gestalt der flachen Welle, in welche die Schleife jeweils übergeht. Am ausgeprägtesten wahren den Charakter der flachen Welle wohl 1, 5, 6; bei 2 und 4 hingegen wird die flache Welle fast zu einer kleinen Schlangenlinie und zeigt demgemäss Druckbetonung in der Mitte, die bei den mit ausgeprägter Wellenlinie gebildeten fehlt. Der Schlusshaken ist überall als Punktschleife gebildet, jedoch in verschiedener Richtung und Höhe bezw. Entfernung vom Hauptstrich und von der Zeile; ausgeprägt nach links oben ist die Punktschleife gerichtet bei 1, 5, 9, ausgeprägt nach rechts oben hingegen bei 7; sie steht sehr niedrig über der Zeile und zwar in gleicher Höhe mit der linken Basisschleife bei 6, höher in den übrigen Vorlagen; bei 3 rückt sie sehr nahe an den Flammenstrich heran, bei 6 entfernt sie sich am weitesten von ihm.

3. C. — Zeigen auch sämtliche Vorlagen noch den sog. deutschen C-Haken, so entspricht doch 2 in seiner übrigen Bildung der lateinischen Form, indem es den Hauptteil des Buchstabens als einfachen Bogen bildet. Die übrigen Vorlagen sind aus zwei Elementen zusammengesetzt: Hauptstrich und Basiseinbiegung. Diese

wird bei 8 und 10 — entsprechend der B-Bildung — ohne linke Basisschleife gefordert; dem Hauptstrich folgt sofort eine eckig angesetzte Schlangenlinie. Die übrigen C-Vorlagen besitzen, mit gleichen Verschiedenheiten wie beim B, Flammenlinie, linke Basisschleife und flache Welle. Der Kopfhaken ist bei 5 ein kleiner Halbkreis, bei den übrigen Vorlagen zeigt er die längliche Bogenform des u-Hakens; nur bei 3 und 4 endigt er höher als der Anfang, sonst sind Anfang und Ende von gleicher Höhe.

4. D. — Auf keiner Vorlage beginnt die Schlangenlinie der D-Basis mit einem Vorschwung.[6]) Hinsichtlich Grösse und Biegungsgrad der Schlangenlinie zeigen sich nur einige weniger wichtige Verschiedenheiten; man beachte 5, wo der erste Bogen der Schlangenlinie ungleich breiter gebildet ist als der zweite.[7]) Die Kopfschleife der D ist bald mehr länglich und eng wie bei 5 und 10, bald mehr breit und rund wie bei 8 und 9. Damit hängt einigermassen zusammen die Höhe der Kreuzungsstelle und das Höhenverhältnis zwischen ihr und der Spitze der Anfangsschlangenlinie. Die Kreuzungsstelle kann über der Mitte der gebogenen Aufstrichslinie sein wie bei 2, 3, 4, 7; hier liegt die Spitze der Anfangsschlangenlinie niedriger. Die Kreuzungsstelle kann ferner ungefähr in der Mitte der gebogenen Aufstrichslinie sein wie bei 1 und 9; auch hier noch liegt die Spitze der Anfangsschlangenlinie niedriger, d. h. unter der halben Buchstabenhöhe. Endlich kann die Kreuzungsstelle auch ausgeprägt unter der Mitte der gebogenen Aufstrichslinie liegen wie bei 5 und 10, wo die Spitze der Basisschlangenlinie dann entweder ungefähr gleich hoch (5) oder sogar bedeutend höher liegt (10); diese Tiefe der Kreuzungsstelle soll zweifellos die sofortige Verbindung mit dem folgenden Buchstaben ermöglichen. Die übrigen Vorlagen verlangen das unverbunden endigende D; der Schlusshaarstrich wird nach oben ausgezogen und zwar bei 4 und 7 derartig lang, dass sein Endpunkt in gleicher Höhe mit der Spitze der D-Kopfschleife liegt, bei den übrigen in verschiedener Weise kürzer.

(Schluss folgt.)

---

[6]) Dieser kommt aber u. a. noch vor auf den Schulvorlagen von Bremen, Oldenburg und Posen.

[7]) Die Verbindung der Schlangenlinie mit dem Aufstrich zur Kopfschleife ist überall rund; eckige Verbindung findet sich jedoch auf der Lübecker Schulvorlage.

Mitteilungen.

Geschichte der Graphologie.

Geschichte der Graphologie im XVI. und XVII. Jahrhundert.

Noch immer sind die Anfänge der Handschriftendeutungskunde nicht ganz klar gelegt. Es ist weder wahrscheinlich, dass sie mit der Abhandlung Baldos, fertig formuliert, ins Leben tritt, noch, dass zwischen Baldo, Severinus und dem Autor jenes bekannten Briefes im „Mercure Galant" nicht weitere Zusammenhänge bestehen sollten. Auf zwei meines Wissens bisher unbekannte Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Graphologie mache ich im folgenden aufmerksam.

1. Juan Huarte.

Juan Huarte, ein spanischer Arzt, geboren za. 1520, gestorben za. 1590, gab im Jahre 1566 ein Werk heraus: „Examen de ingenios para las sciencias"; dasselbe wurde vom Verfasser oftmals überarbeitet und neu aufgelegt; es ist ins Französische übersetzt und wurde in Deutschland bekannt durch die lateinische Uebersetzung des Aeschacius Major (Joachim Cäsar) 1612 unter dem Namen „Scrutinium Ingeniorum"; die erste Ausgabe der Uebersetzung von Lessing erschien 1752, eine zweite verbesserte mit Anmerkungen und Zusätzen versehene Auflage wurde 1785 von dem Professor der Mathematik Johann Jakob Ebert herausgegeben; der Titel lautet: „Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing."[1]) In dieser Ausgabe fand ich folgende Stellen.

S. 184: „Auch das Schreiben verräth die Einbildungskraft. Man wird wenig Leute von grossem Verstande finden, welche eine gute Hand schreiben, wovon ich sehr viele merkwürdige Beyspiele weiss."

Zu dieser Stelle bemerkt Ebert: „Docti male scribunt ist ein bekanntes Sprichwort."[2]) Ebert führt dies auf den Mangel an Geduld grosser Gelehrter und Künstler zurück.

Der oben zitierten Stelle folgt ein Beispiel nebst Erläuterung des Verfassers.

S. 186: „Derjenige Knabe also, der . . . . die Züge in der Schreibekunst leicht und gut nachmachen kann, sollte gleich zu gar keiner Wissenschaft angehalten werden."

S. 280: „Derjenige Knabe folglich, welcher in wenig Tagen seine Hand zum Schreiben gewöhnt, die gleichen Linien beobachtet und die Buchstaben so zieht, wie es das Ebenmass und die Zierlichkeit erfordern, verräth einen schlechten Verstand, weil diese Verrichtung vermöge der Einbildungskraft geschieht; die Einbildungskraft aber und der Verstand, wie wir gleichfalls schon angemerkt haben, sich nicht wohl miteinander vertragen."

Es scheint mir ausgeschlossen, dass Huartes weit verbreitetes und in mehrere Sprachen übersetztes Werk keinem Graphologen bekannt ge-

[1]) Dass von diesen Schriften heutzutage fast nur noch die Titel gelesen werden, zeigt die Bemerkung in Meyers Konversationslexikon: „Huarte sei als Vorläufer Galls zu betrachten", eine Behauptung, die ausschliesslich durch die irreführende Uebersetzung Lessings (Köpfe statt ingenios, frz. esprits propres) veranlasst sein kann. Wer das Buch liest, wird unmöglich auf die mindeste Verwandschaft zwischen Huarte und Gall kommen können.

[2]) Ich habe dies Sprichwort in keinem der bekannten Zitatenlexika gefunden.

worden ist. Möglicherweise wurden aber Huartes Bemerkungen über die Schrift für zu unbedeutend gehalten, um sie zu erwähnen; meines Erachtens mit Unrecht, denn wahrscheinlich gründet sich auf solche zu der Graphologie nur in loser Beziehung stehende gelegentliche Andeutungen der ausgebildete Gedankengang Baldos.

2. Nicolai Spadon.

Im Jahre 1695 erschien zu Nürnberg bei Johann Zieger ein Werk, betitelt „Höchstfürtreflichstes Chiromantisch- und Physiognomisches Klee-Blat." Dasselbe besteht aus „drey herrlichen Ttractaten", deren zweiter folgenden Titel hat: „Nicolai Spadon, Studium Curiosum. In Zwey Theil getheilet / Darinnen Von der Physiognomia, Chiromantia & Metoposcopia, Das ist: Von den Deutungen der Gestalt / Hand- und Stirn-Linien gehandelt wird Aus dem Italienischen ins Teutsche übersetzet."

Im ersten Teil Seite 155 und 156 findet sich als 59. Kapitel der folgende Text:

„Die Handschrifft.

Die Handschrifft / als welche von der Krafft des Arms / und diese von der völligen Leibes-Constitution herrühret / wo sie mittelmässig und temperirt seyn wird / giebt auch alle Eigenschafften einer temperirten und guten Complexion zu verstehen / und so sind auch insgemein von allen Handschrifften / die eigentliche Beschaffenheiten der Schreiber zu schliessen: als da sind die runde / herzliche / schön in die Augen fallende u. d. g.

Wie aus der Schrifft ein Ungesunder zu erkennen

Zuvorderst muss einem desselben natürliche Handschrifft wohl bekandt seyn / ehe er aus dessen Schreiben seine Unbässlichkeit errathen (S. 156) will: Inmassen wenn selbige eine enge Handschrifft macht / so ein kalt und melancholisches temperament andeutet / und der Brieff ohne sonder Weitläufftigkeit / der sonst gewöhnlichen Schreibart / und natürlichen Humeur zuwider / nur schlecht hin aufgesetzet ist; kan es ein Anzeichen einer Gemüths-Beschwernuss oder Leibes-Schwachheit seyn. Diese Letztere kan von der Gallen herrühren / wenn die Schrifft wider Gewonheit weit auseinander gezogen ist; denn die Hitze der Galle / die Puls-Adern auseinander dehnet: oder von überflüssigem Schleim / wenn die Buchstaben gar zu weich und sudelhafftiger sind / als man sonst im Gebrauch hat; denn die Feuchtigkeit macht flüssend / und eine weiche Hand: oder von /zu vielem Geblüt / wenn die Buchstaben grösser und stärker gedrucket werden / als man sonst gewohnt ist; sintemal eine temperirte Complexion, wo sie mit Geblüt überhäufet wird / starke und schwere Arme verursachet: oder aus Melancholey / wann die Schrifft gar zo klein und enge ist / denn dergleichen Kälte die Nerven zusammen ziehet."

Der Rest des Kapitels bezieht sich auf den Inhalt der zu untersuchenden Schriftstücke.

Ueber den Verfasser konnte ich nur erfahren, dass er 1673 in Bologna ein Buch erscheinen liess: „La caccia dello schioppo etc."

Bei genauerem Studium der allerdings überaus reichhaltigen physiognomischen etc. Literatur des XV. bis XVII. Jahrhunderts wären wohl weitere Entdeckungen der entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge der Graphologie zu erwarten. H. Steinitzer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München. — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Voltaire.*)

Von Jean-Hippolyte Michon.

Aus dem Französischen übersetzt von Hans H. Busse.

In Voltaire verkörpert sich das XVIII. Jahrhundert mit seinem Unglauben und seiner Kritik; er ist der wirkliche König dieser neuen aus dem Bürgerstande hervorgegangenen Welt; trotz seiner aristokratischen Neigungen — für seinen Familiennamen wählt er ein Pseudonym mit der schönen Vorsilbe „de" — hat er eine ziemliche Durchschnittshandschrift. Er hat noch das grosse Wollen der Schriftsteller der hohen Schule. Aber er erhebt sich nicht zu der grossen Schreibweise der Männer der Plejade des XVII. Jahrhunderts. Seine Schreibweise bleibt nicht nur immer in der Höhe etwas zurück, sie zeigt auch stets in ihrem Ausdruck irgend etwas von dem früheren Arouet. „Ein Bauer bleibt immer ein Bauer," sagte Heinrich IV. Herr von Voltaire verdankt seinen Adel nur einer königlichen Verfügung, die er gekauft hat. Sein Genie aber, so glänzend es auch ist und obwohl ich in meiner grossen Unparteilichkeit durchaus bereit bin, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, entfaltet sich in der schriftlichen Aeusserung nicht mit der Grösse, welche uns so sehr erstaunte bei der Handschrift Fénélons, Molières. Es ist wohl eine schöne Handschrift, aber von zweiter Ordnung, wie der Mann selbst und wie sein Jahrhundert.

Durch ihre grosse Klarheit, ihre grosse Flüssigkeit ist die Handschrift Voltaires überhaupt ein Typus der französischen Handschrift. Untersuchen wir diese Handschrift.

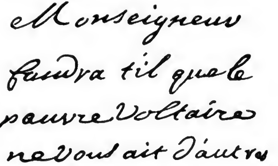
Es gibt zwei Voltaires: den alten Voltaire, dessen so beachtenswerte Statue im Foyer des Théâtre Français aufgestellt ist, mit einem so unvergleichlichen Realismus das sardonische Gesicht voll tiefer durch die Zeit gefurchter Falten zeigend, und den jungen Voltaire, den Schriftsteller in der Blüte seines menschlichen Lebens und in dem ersten Rausch seiner literarischen Triumphe.

Es gibt auch zwei Handschriften Voltaires: jene aus seiner Jugendzeit und die seines Alters.

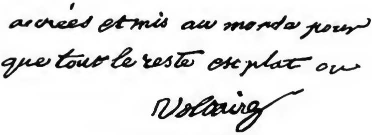
Merkwürdigerweise zeigt die Handschrift Voltaires vom Jahre 1761, als er 67 Jahre alt war, fast keine Verschiedenheit gegenüber derjenigen, die seine Gedanken aus der Zeit wiedergibt, wo seine

*) Aus der „Étude sur l'écriture des Français." 1878.

Einbildungskraft so reich und glänzend war. Dieser Mann hat das Privilegium einer ewigen Jugend gehabt. Die Aehnlichkeiten der beiden Handschriften sind auffällig. Doch hat die erste eine besondere Festigkeit (vergleiche das d im Worte „faudra"), welche wir in der zweiten nicht wieder finden. In diesem Schriftstück ist übrigens die Handschrift weniger leicht, auch klecksiger und ein wenig mehr gedrängt, es fehlt ihr das sichere Sichgehenlassen jener Lebenszeit, wo alles Grazie und Leichtigkeit ist.



Figur 1. Der junge Voltaire.



Figur 2. Der alte Voltaire.

Immer noch deutlich genug ist die Verschiedenheit in einer anderen Eigentümlichkeit ausgeprägt. In der Schrift des jungen Voltaire ist der Wille schwach, zart angedeutet, obwohl die Eigenwilligkeit ihr sehr ausgeprägtes Merkmal zeigt (das kleine f von „faudra" ist mit einem Querstrich von ausgeprägt scharfem Winkel verse[illegible]). In der Schrift des alten Voltaire ist der Wille stark, [illegible]h (man beachte die Querstriche der kleinen t in „tout", [illegible]t"; sie zeigen die Keulenform). Hier finden wir nicht [illegible]ugendlichen Geist, der seine Kraft versucht, sondern

den ungestümen Kämpfer, dessen wuchtige Hand das literarische Szepter hält und es ein wenig wie Veuillot als Totschläger benutzt.

Im übrigen aber findet sich hier die gleiche Federbewegung, die gleiche Gebärde, die gleiche Aeusserung derselben Fähigkeiten, die deutliche Darstellung derselben Gewohnheiten und derselben Instinkte.

Wir wollen sie als typische Handschrift jenes hervorragenden Talents näher untersuchen, welches man so sehr im französischen Genie bewundert: der Klarheit und Deutlichkeit. Wenige Menschen besitzen im reicheren Masse als Voltaire jene besondere Gabe, die unserer Literatur so viel Reiz verleiht. In der ganzen Welt, in allen Zonen, wo immer Bücher verkauft werden, einige Meisterwerke des französischen Geistes wird man überall finden. Unsere Literatur besitzt eine besondere Anziehungskraft. Grazie und Einfachheit vereinigen sich und ergeben jenen klaren, fliessenden Stil, welchen man treffend vergleichen kann dem durchsichtigen Wasser reinster Quellen.

Das literarische Urteil über diesen so geistreichen Mann wird nun durch seine Handschrift durchaus bestätigt; sie ist fliessend und klar.

Sie hat vollkommene Einfachheit: die kleinen d vermeiden völlig die geringste anmassende Verschnörkelung.

Sie zeigt Grazie in ihren Kurven, so weich, so leicht angedeutet, dass es scheint, man brauche nur eine Feder zu nehmen, um selbst eine solch anmutige Schrift zu schreiben. Sie hat eine Klarheit, welche in lichtvollster Deutlichkeit Worte und Zeilen hervortreten lässt.

Also: Einfachheit, Anmut, Klarheit. Resultante: Deutlichkeit.

Das komplexe Zeichen gibt mit Genauigkeit den literarischen Geist des Mannes, der so viel geschrieben hat und dessen Hauptwerk zweifellos die Briefe sind, in denen er seine ganze gallische geistreiche Lebendigkeit aussprüht und die seiner Feder entströmten mit der Fülle einer unerschöpflichen Quelle.

Man darf aber folgende graphologische Hauptregel nicht vergessen: Handschriften müssen nach dem harmonischen Prinzip beurteilt werden nicht einer steifen, regelmässigen, an die Eintönigkeit der Schulschriften erinnernden Kalligraphie, sondern einer originellen, persönlichen Schönschrift, die sui generis die Individualität wiedergibt, deren lebendigste Aeusserung sie ist.

Man betrachte hier diesen Voltaire, er hat Geist wie ein Engel des Lichtes und den bösen Geist eines Dämons: alles entspricht

dem Ideal, alles zeigt uns den inneren Menschen, den wir so gut kennen.

Das ganze Geheimnis dieses literarischen Genies in all seiner geschmeidigen und heiteren Leichtigkeit wird uns enthüllt durch die so häufigen und doch immer so harmonischen Kurven, in denen auch nicht eine überflüssige Federbewegung anzutreffen ist, welche auf Vorstellungen jenseits der Grenze des Anmutigen und Einfachen hinwiese. Seine Handschrift scheint die Verkörperung jenes Verses zu sein, der das Geheimnis seiner Kunst umschliesst:

„Gleitet, ihr Sterblichen,
Meidet die Schwere des Schritts."

Selten erlaubt sich Voltaire einen Federzug, der verstiesse gegen die strengen Regeln dieser feinen, scharfsinnigen und formenreinen Literatur des XVIII. Jahrhunderts, und einen Geist verriete, der ihre Schranken durchbricht. Man lege zwei Zeilen der Handschrift Victor Hugos neben diejenige Voltaires und man sieht die Hinreissung, den Unabhängigkeitsdrang, die unlenksame Kühnheit des Emporkömmlings neben der literarischen Weisheit des Dichters und Prosaisten, der ein Zeitgenosse der Männer der Regentschaft Philipps von Orleans war (1715—1723).

Graphologisch bemerkt man die stete Anstrengung Voltaires, in allem die literarische Etikette zu wahren; so wurde er als Schriftsteller ein Grandseigneur; bei Hofe hat er die Stellung eines Edelmanns, er geniesst den Ruhm, Tischgenosse des grossen Friedrich zu sein, und er schafft sich zu Ferney zwischen dem alten Frankreich und dem republikanischen Genf ein kleines Königreich von einer Meile Ausdehnung, von wo aus er diese oberflächliche, aber liebenswürdige Welt von Philosophen, Edelleuten und Bürgern regierte, denen er sein seltsames Königtum verdankte.

Wir haben bis jetzt den Mann, dem die durch ein ganzes Jahrhundert gespielte Rolle den Namen des Königs Voltaire eingetragen hat, als Schriftsteller betrachtet, nun aber wollen wir ihn als Menschen beurteilen; er erscheint uns als ein Logiker mit ein wenig Idealismus, in welchem aber die Deduktivität des Denkers vorherrscht. Er besitzt die Schrift des Praktikers. Er ist von klarem, positivem Geiste, durchaus Wirklichkeitsmensch. Er tut, was die Gegenwart fordert und was durchzuführen ist. Hier sehen wir sicher nicht den Utopisten, der sich in Wolken verliert, den Theoretiker, welcher sich ein Urbild schafft, eine neue imaginäre Welt; die Handschrift dieses Mannes zeigt wie keine zweite nichts von Träumerei. Sein ungeheures Werk war die Zerstörung des alten sozialen und religiösen

Regimes, unter welchem er geboren war und dem er während seiner Gefangenschaft in der Bastille seinen Hass geschworen hatte. Nicht einen Augenblick hat er dies Werk aus den Augen verloren, an dem er einen so grossen Anteil genommen hat.

Zweifellos, hätte Voltaire nicht existiert, so wäre die furchtbare Krisis, welche die alte Welt vernichtete, nicht weniger plötzlich hereingebrochen. Man darf die Geschichte nicht fälschen und einer Persönlichkeit, so glänzend man sie auch hinstellen will, das unverdiente Vorrecht geben, ein ganzes Zeitalter geführt zu haben. Ich glaube, es wäre richtiger zu sagen, die Zeiten machen die Menschen: wir sind mehr Werkzeuge in der Bewegung, welche die Menschheit fortreisst, als treibende Kräfte, die sie hervorrufen. Immerhin hat Voltaire eine grosse Rolle in dem Zusammenbruch des XVIII. Jahrhunderts gespielt und seine Handschrift entspricht gut der Rolle eines klaren, beweglichen Geistes, der die praktische Seite menschlicher Angelegenheiten erkennt und seinem Ziele zustrebt mit der Ruhe der Kraft und mit dem klaren Blick für das zu erreichende Ziel.

Diplomatische Geschicklichkeit fehlte diesem Manne nicht. Er schreibt die weit gewundene Zeile und da er hier mit kraftvollem Willen (Keulenstriche) vollendete Geistesklarheit, hartnäckige Ausdauer vereinigt, so ist er im Besitze aller hervorragenden Eigenschaften, welche grosse Geister entwickeln, die bestimmt sind, auf ihr Jahrhundert einen vorwiegenden Einfluss auszuüben.

Voltaire unterzeichnet gewöhnlich mit der einfachen Majuskel V, hinter die er sogar nicht einmal einen Punkt setzt.

Seine vollständige Unterschrift ist durch eine kleine bürgerliche Paraphe verunziert, die ihn in einen ziemlich grossen Gegensatz zu Ludwig XIV. bringt. Dieser Namenszug erhebt sich aber mit einer energischen Bewegung, welche das Alter nicht niederzudrücken vermochte und die seinen Trieb nach Erfolg und Macht zu bezeichnen scheint.

Wir dürfen aber nicht vergessen, dass Voltaire nicht durch Gefühlseigenschaften glänzt. Seine leicht geneigte Schrift zeigt eine affektive Bewegung der Seele an. Er hat also Sensibilität. Aber was er hiervon besitzt, ist streng zurückgehalten; und man darf sagen, dass eine solche Beherrschung des Gefühls Voltaire vor Fehlern bewahrte, wozu lebhafte und vorherrschende Hinreissung hätte führen können. Wem die Natur viel Geist gab, der ist nicht sehr reich an Herz. In der Tat ist diese Handschrift hervorragend durch die ungewöhnliche Klarheit, keineswegs aber durch Entwicklung des Gefühls. Hier sind alle Feinheiten des Geistes und alle intellektuellen

Reize vereinigt. Suchen wir hier nicht nach den Feinheiten und noch weniger nach den grossen Eingebungen des Herzens.

Ich muss gestehen, dass ich diese beiden Autographen sehr im Verdacht habe, ein wenig gekünstelt zu sein. In der Schrift dieser beiden Briefe dürfte Voltaire Toilette gemacht haben. Gerne hätte ich einen Entwurf seiner schnell geschriebenen Manuskripte, um ihn in seinem Wesen schärfer zu erfassen.

Vorlagen deutscher Majuskeln.

Von Hans H. Busse.

(Schluss.)

5. E. — Die meisten Vorlagen fordern geraden E-Anstrich. Ein Vorschwung wird nur von 1, 3, 6, 9 verlangt; diesbezüglich gilt das bei B Gesagte. Alle E mit geradem bezw. schwach gebogenem Anstrich beginnen auf der Zeile. Die E-Hauptschleife ist überall länglich, jedoch schmäler nach geradem Anstrich, breiter nach einem Vorschwung. Beachtenswerte Höhendifferenzen zeigen die Kreuzungsstellen; begreiflicher Weise liegen sie bei den E mit Vorschwung im allgemeinen höher als bei den E mit Anstrich, doch sind auch hier einige, wie bei 5 und 8, ziemlich hoch; die niedrigste Kreuzungsstelle hat 4. Einfachen Schlusstrich verlangen nur 2, 8, 10, welche auch den Anstrich gerade bilden; 4, 5, 7, 10 mit ebenfalls geradem Anstrich schreiben dennoch am Schluss einen Nachschwung vor, wie es immer diejenigen Vorlagen tun, welche das E mit Vorschwung bilden.[8]) Dieser Nachschwung nun ist am längsten bei 4 und berührt hier den unteren Bogen, was keine der übrigen Vorlagen verlangt; am weitesten ist er bei 1; durch seine Höhenausdehnung unterscheiden sich 5 und 7 am meisten von 3 und 4, dort ragt der Nachschwung beinahe bis zur Zeile, hier erreicht er nur ungefähr die halbe Höhe des vorangehenden unteren Hauptstrichs. Der E-Basishaken lässt in seinem Anfangsteil und in dessen Entfernung vom Hauptstrich einige Verschiedenheiten erkennen; bei 6 ist er ausgeprägt gebogen, sonst mehr gerade, jedoch verschieden lang, z. B. kurz und nahestehend bei 4 und 7, länger und etwas weiter entfernt bei 1.

[8]) Unter den 10 Vorlagen verlangt keine Vorschwung und geraden Endstrich. Erdmann Sack empfiehlt diese Form in seinem Buche „Der Schreibunterricht nach den Forderungen der Gegenwart.“ (1900 S. 65 und erwähnt eine ähnliche österreichische Form, die sich jedoch aus unserem bisherigen Material nicht belegen liess.

6. F. — Zwei Hauptformen sind zu unterscheiden: auf der Zeile stehendes F mit hinzugefügtem Querstrich und Kopfhaken und das F mit länglicher Kopfschleife, gebogener Verlängerung unterhalb der Zeile und hinzugefügtem Basishaken; diese Form wird nur von 8 und 10 verlangt, jene von den übrigen Vorlagen, ausgenommen 5, welches eine modifizierte Kombination beider Bildungen darstellt (oberer Teil des auf der Zeile stehenden F, Schleife unterhalb der Zeile, aber emporgeführt und mit dem Basishaken verbunden.[9]) Flammenlinie und oberer Kopfhaken des auf der Zeile stehenden F entsprechen dem C dieser Vorlagen. Den Basisbogen schreiben 2, 4, 6, 7 ohne Einschleifung, der Abschluss in Punktform wird nur von 7 nicht verlangt; mit Einbiegung (Schneckenlinie) endigen 1, 3, 9, und zwar fügt 3 noch einen Punkt hinzu; die Weite des Basisbogens ist am ausgeprägtesten bei 6, am geringsten bei 4 (beide Vorlagen zeigen übrigens gleiche Schräge). Die mittlere Durchquerung des auf der Zeile stehenden F wird nur von 9 nicht als Strich, sondern als nach unten geöffneter mit Punkt endigender Bogen gebildet. Die F von 8 und 10 haben beide geraden Anstrich und unterscheiden sich am meisten durch die Weite des unteren Bogens.

7. G. — Die Eigentümlichkeiten des oberen oder Hauptteiles sind die gleichen wie beim A. Die Behandlung der unteren Schleife bietet keine sehr beachtenswerten Verschiedenheiten, wennschon die Schleifenbreiten etwas variieren und die Kreuzungsstelle nur bei 10 nicht auf, sondern unterhalb der Zeile liegt.

8. H. — Ausgenommen 4, mit geradem Anstrich von der Zeile empor, beginnen alle Vorlagen das H mit Vorschwung; hinsichtlich dieser Eigenschaft sowie auch der oberen Hauptschleifenbildung und der Kreuzungsstelle ist das B zu vergleichen. H ohne mittlere Einbiegung schreiben 2, 3, 7, 8, 9, 10,[10]) mit solcher 1, 4, 5, 6 und zwar in Gestalt von zwei nach unten geöffneten Bogen. deren erster mehr oder weniger kleiner ist als der zweite; bei 4 beträgt die Grössendifferenz nur die Höhe des kleinen Bogens, bei 5 das dreifache. Den oberen Hauptstrich bilden diese vier H als Flammenlinie; ihre Verbindung mit dem ersten kleinen Basisbogen geschieht bei 1, 5, 6 in eckigem Ansatz und nur bei 4 unter Bildung einer kleinen linken Schleife; hier wie dort aber dient eine Punkt-

[9]) Diese Form entspricht in ihrem unteren Teile der von Sack l. c. S. 65 geforderten.

[10]) Bei 9 kommt in der alphabetischen Uebersicht nur das H ohne mittlere Einbiegung vor, doch wird später als Nebenform das H mit der mittleren Einbiegung gegeben. In den Vorlagen für die Münchener Volksschulen und auch im Lehrplan wird nur die einfache H-Form vorgeschrieben; trotzdem wird in manchen Schulen die H-Bildung mit mittlerer Einbiegung gelehrt. Aehnliche Abweichungen sogar von offiziellen Vorlagen dürften überall in mehr oder weniger weitgehender Weise vorkommen.

schleife zur Verbindung des kleinen mit dem folgenden grossen Basisbogen. Die Schleife unterhalb der Zeile zeigt gleiche Eigentümlichkeiten wie beim G.

9/10. I und J. — Die gleiche Form für beide Schriftzeichen wird ausdrücklich vorgeschrieben von 5 und 7; bei 10 hingegen fehlt das J. Die übrigen Vorlagen unterscheiden I und J in beachtenswert verschiedener Weise: 1, 2, 3, 6 stellen das I auf die Zeile und versehen das J mit einer Schleife unterhalb der Zeile; 8 bildet auch das I derartig unterhalb der Zeile und unterscheidet hiervon das J durch Fortlassung der oberen Einbiegung; 9 endlich schreibt J und I auf der Zeile, durchquert aber nur das J mit einem nach unten geöffneten Bogen. Ausgenommen das seltsame J von 8 beginnen alle I und J mit einer Schlangenlinie, welche nur in einer Nebenform von 10 mit einem Vorschwung eingeleitet wird.[11]) Die Länge der Schlangenlinie im Verhältnis zur Ausdehnung des Schriftzeichens oberhalb der Zeile ist am kleinsten bei 2 und 4, am grössten bei 8. Die Verbindung der Schlangenlinie mit dem folgenden Hauptstrich geschieht nirgends unter Schleifenbildung[12]), sondern überall in eckiger, mehr oder weniger spitzwinkeliger Weise, ja es kommt auch zum teilweisen Ineinanderlaufen des Endes der Welle und des Anfangs der Schlangenlinie. Die Spitze der eckigen Verbindung ist überall von gleicher Höhe mit der oberen Biegung der Schlangenlinie. Der Basisbogen des auf der Zeile stehenden I entspricht dem F und ebenso die Art der mittleren Durchquerung, sofern diese überhaupt gefordert wird. Die hakenlosen I bezw. J von 3, 6, 10 mit Schleife unterhalb der Zeile zeigen diesbezüglich ähnliche Eigentümlichkeiten wie beim G und H. 5 und 8 bilden das I, 1, 2, 4, 5, 8 das J mit unterer Schleife und mit Haken auf der Zeile; zu beachten ist hier, dass die untere Schleife im vorangehenden Grundstrich endigt und zwar unterhalb des hinzugefügten Hakens; die Entfernung zeigt einige minder wichtige Verschiedenheiten. Die

---

[11]) Trotzdem darf hieraus nicht auf besondere Seltenheit dieser Bildung geschlossen werden. In den Vorlagen einzelner preussischer Provinzen und kleinerer Staaten des Deutschen Reiches begegnet uns diese mit Vorschwung versehene Schlangenlinie im Anfang der I, J und T sehr häufig als die allein vorgeschriebene Form.

[12]) Eine schleifenförmige Verbindung wurde nur in der Fibel für Frankfurt a. M. gefunden. Die übrigen Schulvorlagen und sogar Sack (l. c. Seite 63) fordern die eckige Verbindung. Dieser Forderung wird aber handschriftlich verhältnismässig nur selten genügt. Meistens findet man anstatt der geforderten eckigen Verbindung eine Schleife, die sogar häufig in deutlicher Weise geöffnet ist; daneben allerdings finden sich auch verkleckste Schleifenbildungen. Wir gehen hierauf erst später genauer ein und es wird sich durch die Feststellung individueller Schriftzeichenkategorien zeigen, dass gewissen kalligraphischen Forderungen handschriftlich fast nie entsprochen wird und dass diese folglich beseitigt werden müssten. — Bei dieser Gelegenheit mag auch bemerkt werden, dass die Schriftzeichenvorlagen des von den Rektoren herausgegebenen deutschen Lesebuches für Frankfurt a. M. statt der eckigen Verbindung der oberen Einbiegung mit dem folgenden Hauptstrich bei A, G, M, N, Qu, U, Y eine geöffnete Schleife verlangen.

Form des hinzugefügten Hakens entspricht den vom E her bekannten Bildungen.

11. K. — Den Hauptstrich bilden alle Vorlagen, ausgenommen 10, als Flammenlinie, welche nur bei 8 mit einem Vorschwung versehen ist zur Ersetzung des fehlenden Kopfhakens. Breite und Länge der linken Hauptschleife zeigen nicht weniger verschiedene Behandlungen wie die Höhe der Kreuzungsstelle mit dem vorangehenden Hauptstrich und wie das Längenverhältnis seines überragenden Teiles zu dem unteren, der die Hauptschleife mitbildet. Bei 9 wird die Hauptschleife sehr hoch emporgeführt und die Kreuzungsstelle liegt nahe unter dem Kopfhaken; sehr entfernt von ihm, nämlich za. $^1/_3$ der Buchstabenhöhe, sind sie bei 3, 6, 7.[13]) Im zweiten K-Teil wird der obere Bogen nur bei 1, 3, 6, 9 lang gebildet und bis auf die Zeile heruntergezogen; bei den übrigen Schulvorlagen ist er kürzer und zwar von ungefähr gleicher Länge wie der untere bei 7, noch kürzer bei 10, länger hingegen bei 2. Die Verbindung beider Bogen geschieht in eckigem Ansatz bei 2 und 4, durch eine kleine Schleife bei 5, 7, 8, 10; Ecke und Bogen werden in verschiedener Entfernung vom Hauptstrich gefordert: Berührung findet sich bei 2 und 7, ein sehr ausgeprägter Zwischenraum bei 8. Die K mit Einbiegung auf der Zeile hängen meistens den Schlussteil eckig an die Hauptschleife; nur 3 zeigt schleifenförmige Verbindung.

12. L. — Vergl. B.

13. M. — Der Anstrich fast aller M-Vorlagen ist gerade; nur 10 zeigt eingebogenen Vorschwung.[14]) Die meisten Vorlagen fügen zwischen dem zweiten und dritten Teil einen Haken ein. Die hakenlose Form verlangen nur 8 und 10, welche gleichzeitig ein treppenförmiges Kleinerwerden der drei Hauptteile vorschreiben im Gegensatz zu den übrigen Vorlagen, die gleiche Höhe beider Hauptschleifen mit den beiden Spitzen des eingefügten hakenförmigen Halbbogens fordern. [15]) Dieser wird von den meisten Vorlagen an den voran-

[13]) Nicht unbemerkt bleibe, dass durchaus nicht alle Schulvorlagen ein und dasselbe Schriftzeichen immer völlig gleich bilden; zumal Schleifenweite und Kreuzungsstelle sind bisweilen verschieden geschrieben in ein und derselben Fibel. Z. B. wird von Nr. 6 die eben besprochene Kreuzungsstelle im K bei der ersten Vorschrift des Buchstabens viel höher gelegt als bei der späteren alphabetischen Uebersicht. Nebenbei bemerkt ist auch die Behandlung der Basiseinbiegung eine verschiedene, dort wird die Ecke bis auf die Zeile heruntergeführt, nicht aber hier. In der gleichen Fibel wird in der alphabetischen Zusammenstellung das I ohne Querstrich gefordert, obwohl es bei der ersten Besprechung mit Querstrich vorgeschrieben ist. Aehnliche kleinere Unbestimmtheiten zeigen sich auch in anderen Fibeln. Bei Nr. 7 wird in der alphabetischen Uebersicht der Basisbogen von F und J ohne Schlusspunkt geschrieben; bei der Besprechung aber zeigen die Vorlagen einen mit länglichem Punkt endigenden Basisbogen.

[14]) Dieser Vorschwung wird übrigens noch auf vielen anderen deutschen Schulvorlagen gelehrt, wie z. B. in Bremen, Hannover, Oldenburg, Nürnberg.

[15]) Ein M ohne eingefügten Haken von gleicher Höhe der drei Teile findet sich unter den gegenwärtig besprochenen Vorlagen nicht. Diese Form kommt aber in anderen deutschen Vorlagen vor, wie z. B. in Bremen und Oldenburg. Auch Sack empfiehlt (l. c. S. 65) diese Form in Uebereinstimmung mit der österreichischen Vorlage.

gehenden Haarstrich gesetzt, also ähnlich wie der Haken beim C, F und K; abgerundeter Uebergang kommt nur bei 4 und 5 vor. Die Verbindung des Hakens mit der Spitze des folgenden dritten Hauptteils geschieht überall eckig wie beim I und J.[16]) Tiefe und Weite der oberen Einbiegung sind ähnlich verschieden wie beim A.

14. N. — Vergl. M.

15. O. — Vergl. A.

16. P. — Die 10 Vorlagen zeigen abgesehen von dem Anstrichsvorschwung bei 10 gleiche Bildung: M-förmigen Anstrichbogen, ebenso hohen rechts vom Hauptstrich hinzugefügten k-Bogen und in der Mitte einen E-Haken. Der untere Ansatz des k-Bogens geschieht verschieden hoch seiner Grösse gemäss: bedeutend oberhalb der Zeile bei 2 und 3, sehr tief bei 4 und 7. Verbindung des k-Bogens mit dem E-Haken ist nirgends vorgeschrieben.[17])

17. Q. — Die deutsche Form mit langem Hauptstrich unterhalb der Zeile wird noch von allen Vorlagen gefordert, ausgenommen 8, welches die lateinische Gestalt, O mit Haken auf der Zeile, besitzt. Durch Hinzufügung eines Haarstrichs vom unteren Teil des Hauptgrundstrichs zeigen 1 und 4 die Verbindungsfähigkeit des deutschen Qu mit dem folgenden Buchstaben. Für die übrigen Eigentümlichkeiten der einzelnen Vorlagen gilt das bei A Ausgeführte.

19. R. — Der R-Anfang entspricht der M-Bildung. Im zweiten R-Teil verlangen alle Vorlagen eine mittlere Einbiegung; die beachtenswerten Verschiedenheiten sind die gleichen wie beim K.

19. S. — Für den Anstrich ist das M zu vergleichen. Die wesentlichen Verschiedenheiten ergeben sich aus der Behandlung des Schlussteils; dieser verläuft entweder als kürzerer oder längerer, druckreich abbrechender oder spitzauslaufender Bogen nach unten, oder er zeigt einen Haken, dessen Behandlung der Einbiegung zwischen dem zweiten und dritten M-Teil entspricht. Von den S mit einfacher Umbiegung am Schluss führen 1, 5, 8, 9 den vorangehenden Haarstrich bis zur Höhe des Anstrichbogens empor; nur 10 biegt schon früher um, so dass hier der Anfangsbogen höher steht.

20. T. — Für die Anfangsschlangenlinie und deren Verbindung

[16]) Manche andere deutschen Schulvorlagen sind jedoch nicht konsequent in der Bildung gleicher bezw. ähnlicher Schriftzeichenteile. So zeigen M und N der Schulvorlage der Pfalz, der Provinz Hannover, der Stadt Lübeck und auch aus Wien den schleifenförmigen Uebergang des Hakens zum dritten Hauptteil. Sie entsprechen also darin den Frankfurter Vorlagen.

[17]) Man darf aus den 10 im wesentlichen übereinstimmenden P-Bildungen nicht schliessen, dass keine anderen Formen gelehrt würden. Das Frankfurter Lesebuch fordert statt des Anstrichbogens die vom J her bekannte Anstrichschlangenlinie. Bei Sack (l. c. S. 66) fehlt der mittlere Haken und der zweite Teil des P wird ähnlich wie beim R gebildet.

mit dem Hauptgrundstrich ist das I zu vergleichen, für den hinzugefügten Basishaken das E.

21. U. — Die Behandlung des Anfangsbogens entspricht dem M und die Bildung der oberen Einbiegung dem A.[18])

22. V. — Der Anfangsbogen ist wie beim M. Die untere Einbiegung zeigt die Eigentümlichkeiten der oberen A-Einbiegung in umgekehrter Folge. Der grosse Schlussbogen nähert sich bezw. berührt den zweiten Teil der unteren Einbiegung in ähnlicher Weise wie der vorschwunglose A-Anfangsbogen den ersten Einbiegungsteil.

23. W. — Die meisten Vorlagen zeigen eine geringere Höhe des zweiten Bogens; nur bei 2, 4, 6, 7 erreicht dieser die Höhe des ersten und des dritten Bogens. Für die übrigen Eigentümlichkeiten sind das V bezw. die verwandten Schriftzeichen zu vergleichen.

24. X. — Nur 7 und 8 bilden das X zweiteilig; die übrigen Vorlagen verbinden die beiden Teile durch einen gewundenen Haarstrich und bilden zwei Schleifen, welche nur bei 5 gleich gross sind; bei 1 und 2 ist die obere Schleife grösser, bei 4 und 9 die untere. Die beiden Hauptteile berühren sich bei 1, 2, 4, 9 an der Kreuzungsstelle des gebogenen Verbindungsstrichs; ein Zwischenraum von verschiedener Grösse ist bei 5, 6, 10 zu bemerken. Das zweiteilig gebildete X wird von 7 ohne und von 8 mit Querstrich gefordert. Für die Behandlung des Anfangsbogens ist das M zu vergleichen.

25. Y. — Der obere Hauptteil des Y wird nur von 1 und 7 in der U-Bildung gefordert; die übrigen Vorlagen lehren das Y in der V-Bildung. Für die Lage der Kreuzungsstelle des Endhaarstrichs mit dem Hauptteil gilt das bei G Ausgeführte.

26. Z. — Die mittlere Einbiegung beim Z wird von 1 und 6 eckig, von den übrigen Vorlagen mit Schleifenbildung geschrieben. Bemerkt werden mag aber, dass die Spitze der eckigen Einbiegung bezw. der Schleife auf den verschiedenen Vorlagen durchaus nicht in gleicher Weise nach links weist; bei 1 ist die eckige Spitze nach oben, bei 6 nach unten gerichtet; bei 4 (ähnlich auch bei 8 und 9) verläuft die Verbindungsschleife nach links unten, bei 7 nach links oben und zwar in weniger länglicher Form. Für Behandlung von Anfangsbogen und Schlussteil sind M und G zu vergleichen.

[18]) Das U mit C-förmiger linker Basisschleife fand sich auf keiner der bis jetzt durchgesehenen neueren Vorlagen.

Mitteilungen.

Literatur.

Alfred Binet. — Les Révélations de l'Écriture d'après un contrôle scientifique. (Avec 67 figures. 260 pages. 1906. Felix Alcan Paris. 5 francs.*)

Im Mai 1906 ist bei Alcan in Paris ein Buch erschienen, das den vielsagenden Titel tragt: „Révélations de l'Écriture" = „Enthüllungen der Handschrift". Sein Verfasser, Alfred Binet, steht dem an der Sorbonne befindlichen Laboratorium für physiologische Psychologie vor. Sein Werk erstattet Bericht über Experimente, die er innerhalb dreier Jahre mit den namhaftesten Graphologen Frankreichs angestellt hat. Sie befassen sich mit Geschlecht, Alter, Intelligenz, mit Moralität überhaupt und mit Verbrechertum insbesondere. Das Urteil, zu welchem Binet gelangt, ist ein recht pessimistisches und scheint den Eindruck erwecken zu wollen, als sei nun die Graphologie gezählt, gewogen und zu leicht befunden worden. Indessen eine genauere Betrachtung wird uns zeigen, wie wenig davon in Wahrheit die Rede sein kann.

Freilich darf den Mitgliedern der französischen Société de Graphologie, Crépieux an der Spitze, der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass sie sich mutwillig in die Gefahr begaben, durch übel angebrachte Waghalsigkeit die ihrem Schutz befohlene Handschriftdeutung blosszustellen. Die Tatsache ist eben nicht fortzuleugnen, dass sie darauf eingegangen sind, wissenschaftliche Experimente auf Grundlage unzulänglicher Belege zu unternehmen. Nichtssagende Schriftproben, nur in einem Exemplare vertreten, Aufschriften von Briefumschlägen, verstümmelte, durchstrichene, wenige Zeilen enthaltende Papierschnitzel, ihrer Unterschrift beraubt — daran haben die Meister des Faches sich genügen lassen. Je mehr sich die Schwierigkeiten häuften, umso glänzender gedachten sie ihr Können zu erweisen.

Was den Berühmtesten unter ihnen zur guten Stunde ausgekommen war: aus wenig Zeilen, von besonders charakteristischem Gepräge, den ganzen Menschen zu erkennen, dies glaubten sie, in einiger Ueberhebung befangen, verallgemeinern zu dürfen. Michon, dem hie und da dergleichen gelungen, warnt ausdrücklich davor, solche Wagestücke zu wiederholen, weil sie die Gefahr mit sich brächten einer Kompromittierung der Graphologie. Vor allem darf es befremden, dass Crépieux auf solche Bedingungen sich eingelassen hat. Verlangt er doch ausdrücklich einen zwanzigzeiligen Brief nebst Aufschrift und Namenszug als Mindestmass der Materialgrundlage. Schon Michon hatte nachdrücklich betont, dass nur ein intimer Brief die Individualität vollständig wiederspiegle.

Gegen dahingehende Forderungen lehnt Binet sich also auf: „Michon, der Begründer der Graphologie, wollte ein Charakterbild nur auf vertrauliche Schreiben aufgebaut wissen; seine Nachfolger erheben den-

*) Diese Arbeit Binets, über die wir nachstehend eine erste fachmännische Besprechung von deutscher Seite bringen, gab sonderbarer Weise verschiedenen grossen Zeitungen im vorigen Jahr Gelegenheit, den „Bankerott der Graphologie" zu verkünden: was nicht nur etwas voreilig war, sondern auch mit Binets tatsächlicher Ansicht von der Sache ohne Frage in Widerspruch steht. Der französische Forscher wünschte ein auf praktische Proben gegründetes Urteil zu haben über die Glaubwürdigkeit graphologischer Charakterbilder. Dass er dabei mehr populär als wissenschaftlich zu Werke ging, ist eine andere Sache. Wir geben vorerst einem der mitbeteiligten Graphologen: der Freifrau Isabelle von Ungern-Sternberg das Wort und behalten uns im übrigen vor, von anderem Standpunkte auf das Buch zurückzukommen.

Die Red.

selben Anspruch; ein intimer Brief böte die natürlichste Schrift, den wahrhaftigen Niederschlag der Persönlichkeit. Aber sie mögen sich vorsehen. Es gibt vertrauliche Schreiben, die zu intim sind, andere, deren Redewendungen und Wortschatz die Geistesbeschaffenheit der Schreibenden vollständig dartun. Ich sehe mich genötigt, die Graphologen darauf aufmerksam zu machen, dass wo sie zu viel verlangen, sie den Argwohn der Laien wachrufen." Worauf Crépieux entgegnet: „Ein intimer Brief braucht nicht eine seelische Beichte zu enthalten; es gibt Schreiben banalen Inhalts, bei deren Abfassung wir sicher sind vor den bloss gelegentlichen Merkmalen für schlechte Haltung, Ueberstürzung, verschiedentliche Leidenschaften u. s. w. Der Schreibende weist uns darin eine gesetzte Haltung, ein normales Behaben." — „Das lasse ich gelten", erwidert Binet. „Es geht hieraus die Forderung hervor: ein intimes und banales Schreiben." Diese totale Verkennung des Begriffes und der Bedeutsamkeit eines intimen Schriftstückes hatte zur Folge, dass die Graphologen mit dem dürftigsten, ausdrucklosesten Material vorlieb nehmen mussten: Absagen zu Mittagseinladungen, meist durch Unwohlsein oder Ueberarbeitung motiviert. Kann man sich etwas Unzweckmässigeres denken? Wenn Michon einen intimen Brief verlangt, so wünscht er damit doch nicht einen gleichgültigen oder gar widerwillig hingeworfenen Zettel! Nur die Konzentration des Schreibenden auf einen ihm genehmen kongenialen Gegenstand lässt die ganze Fülle seiner Wesenheit in den Federzügen hervortreten. Es ist dies eine Beobachtung, die jeder an seiner eigenen Schrift machen kann. Das von Busse empfohlene graphologische Gesellschaftsspiel erbringt den Beweis für diese Behauptung.

Sie trifft umsomehr zu, je umfassender, je vielseitiger und reicher eine Persönlichkeit beschaffen ist. Nie ist mir Michons Forderung einleuchtender erschienen als bei Vergleichung einer ganzen Reihe von Goethehandschriften aus den achtziger und neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. War er doch, je nachdem er sein Ich einstellte, ein Dichter, ein Liebender oder aber ein Sammler, ein Minister. Wie nüchtern mutet einen die Gesamtphysiognomie eines flüchtig zu Papier gebrachten Kanzleischreibens an, gemessen an der Niederschrift eines Gedichtes, eines Zettels an Charlotte von Stein, einer vertraulichen Mitteilung, die einem Freunde gilt. Freilich bleibt die ihm eigene Form der Schriftzüge gewahrt; sie ist unverkennbar. Aber seine Poetenseele war nicht dabei, als er die ihm wenig zusagenden Geschäfte abtat, so umständlich und genau er auch dabei zu Werke gehen mochte. So ist die Schrift nur eine einseitige Spiegelung des Inviduums Goethe, in dem so viele Möglichkeiten wohnten, und weist uns vor allem seine Abwandlung zum Beamten.

Da man diese und ähnliche Tatsachen völlig übersah, so ist die ganze Studie auf falschen Prämissen aufgebaut. Wir gehen jetzt zur Besprechung der einzelnen Abschnitte über.

1. Das Geschlecht. — Von vornherein sei in Erinnerung gebracht, dass die Ermittlung von Geschlecht und Alter zu den Aussenwerken der Graphologie gehört, denen Michon wenig Gewicht beimass. Hier seine darauf bezügliche Bemerkung: „Man beschäftige sich niemals mit dem Nachforschen, ob irgendwelche Schrift einem Manne oder einer Frau, einem Kinde oder einem Greise angehöre. Eine Mutmassung mag man

ja äussern, aber nie aus dem Auge verlieren, dass die Schrift weder Alter noch Geschlecht besitzt. Eine männliche Seele in einem Frauenkörper wird einen männlichen Duktus ergeben; ein weibliches Gemüt in einer Manneshülle muss eine weibliche Hand zur Folge haben. Ein geistig und körperlich aufrechter, ungebeugter Greis kann die festen Schriftzüge eines Vierzigers hervorbringen. Dagegen mag einem verlebten jungen Manne infolge der unsicheren Federführung die Schrift eines abgängigen Alten eignen. Ich habe Kinderschriften angetroffen, welche die geistige Reife eines Dreissigers aufwiesen." Michon leugnet mithin keineswegs, dass Geschlecht und Alter in der Handschrift zum Ausdruck kommen können; er weist aber zugleich auch auf die Voraussetzungen hin, unter denen allein dies geschehen kann.

An der Hand von 180 Aufschriften, von denen vier in verstellter Schrift geschrieben waren — ich verzeichne hier den ersten der den Graphologen gelegten Fallstricke — haben die Berufsgraphologen 75—78 %, die Laien 63—73 % richtiger Antworten erteilt. — Die von mir vor etwa zehn Jahren in der „Graphologie" aufgestellte Behauptung, es seien etwa 10 % aller Handschriften nicht auf das ihnen tatsächlich zustehende Geschlecht zurückzuführen, wird durch dies Ergebnis nicht erschüttert. 90 % sind bei genügendem Materiale zu ermitteln.

Die ausführliche Darlegung der mannigfachen Unterscheidungsmerkmale für das Geschlecht, mit denen die Handschriftdeuter ihr Urteil begründen, gestaltet dies Kapitel zum lehrreichsten und anziehendsten der „Enthüllungen". Freilich finden manche der von ihnen benützten graphischen Zeichen, als durch den Nationalcharakter bedingt, lediglich auf Französinnen Anwendung, so z. B. die hervorschiessenden s, denen Crépieux so viel Bedeutung beilegt. In der deutschen Schrift haben sie keine derartige Bedeutung.

Meines Erachtens befinden sich diejenigen Graphologen auf falscher Fährte, die sich der Hoffnung hingeben, man könne später bei weiterem Nachforschen noch speziell sexuelle Merkmale in der Schrift entdecken. Die Feststellung des Geschlechtes erfolgt auf dem Wege charakterologischer Folgerungen: in streitigen Fällen werden die aus der Schrift sich ergebenden Elemente der Männlichkeit oder Weiblichkeit gegen einander abgewogen. Es gibt keinen Einzelzug, den man ausschliesslich dem einen oder dem anderen Geschlechte zuerteilen dürfte. Wohl aber entnehmen wir aus dem Gesamtschriftbilde einen Charakter, der je nachdem eine männliche oder weibliche Physiognomie besitzt. Sind doch auch die Geschlechter nicht in dem Masse schroff voneinander geschieden, wie man früher anzunehmen pflegte, vielmehr durch physiologische Uebergangsstufen verbunden, die in entsprechend zwiespältigen Handschriften zum Ausdruck kommen.

Wenn ferner eine körperlich gesunde, willensstarke und verstandeskühle Frau ihrem Geist die gehörige Durchbildung zuteil werden lässt, wenn Schlichtheit und Sachlichkeit an die Stelle von Ziererei und schwächlicher Subjektivität treten, dann wird auch die Handschrift einen männlicheren Duktus zeigen, als man ihn sonst bei Frauen zu sehen gewohnt ist. Mit dem Häufigerwerden des Frauenstudiums greift denn auch diese

Zwitterschaft je länger je mehr um sich. Umgekehrt wird die Schrift eines jeden dekadenten Künstlers stark ins Weibliche hinüberspielen.

Binet schliesst seine Ausführungen mit den Worten: „Die Schrift enthält sicher Kennzeichen, welche eine Bestimmung des Geschlechtes ermöglichen, bei einem Prozentsatz von Irrtümern, der unter den günstigsten Umständen 10 vom Hundert beträgt." Ja, Binet erachtet für zweckdienlich, dass die Ermittlung des Geschlechtes in Rechtsstreitigkeiten graphologisch gebildeten Sachverständigen anheim gegeben werde. Es gereicht den Graphologen zur Ehre, auf so ungenügendes Material hin diesen Erfolg erzielt zu haben. Binet aber hat ganz ausser acht gelassen, dass die sogenannten Irrtümer nicht selten vielleicht physiologisch gerechtfertigt waren.

II. Das Alter. — Auch hier wurden den Diagnostikern nur kärgliche Aufschriften zur Verfügung gestellt. Der Versuch hat ergeben, dass Treffer und Nieten bei Laien und Graphologen in gleicher Zahl auftreten. Und Binet schliesst daraus: „Die Altersbestimmung einer Schrift erscheint bei der augenblicklichen Sachlage so starken Irrtümern unterworfen, dass man sie nicht weiter in Betracht ziehen kann."

Man mag sich dies insofern gefallen lassen, als ja doch, wie oben bemerkt, die Feststellung des physiologischen Alters den Hors d' oeuvres der Graphologie zuzuzählen ist. Des weiteren aber darf man sich gegen das absprechende Urteil Binets verwahren in Anbetracht dessen, dass die Durchschnittsabweichung Crépieux' vom richtigen Alter nicht mehr als 10 Jahre beträgt, indes der Zufallsdurchschnitt sich auf 15—16 Jahr belaufen müsste. Folglich hat Crépieux dennoch, wie Binet auch zugestehen muss, sich vom Alter der Schrift tatsächlich Rechenschaft gegeben.

Mich dünkt, das Ergebnis dieser Experimente liesse sich dahin zusammenfassen, dass in grossen Zügen die vier Altersabschnitte Kindheit, Jugend, Reife und Welken sich mehr oder minder deutlich in den Schriftzügen widerspiegeln. Doch muss festgehalten werden, dass geistige und physische Entwicklung einander nicht immer adäquat zu sein brauchen. Auch gibt es Personen von schwacher Physis und hoher geistiger Spannkraft, so z. B. Leopardi, der ein Krüppel von Geburt und ein grosser Dichter war. Goethes Geist stand noch nicht im Zeichen des abnehmenden Mondes, als der Körper schon mehrfach versagte. Und Bismarcks unbeugsamer Wille prägte sich bis zuletzt in den Stahlbarrenlettern seiner eigenartigen Fraktur aus, obschon der Körper von Nervenreissen gepeinigt war und unter diesen Qualen vermorschte. Produktive Naturen — es kommt nicht darauf an, ob sich diese Produktivität im Bereich der Tat oder des Gedankens äussere — sind an ihrem Eigensten weit jünger als ihre Jahre. Es kann sich aber auch ereignen, dass eine bloss physische Vitalität ohne sonderlichen Tatendrang, ohne geistige Regsamkeit durch Festigkeit und Ansteigen der Zeile die Illusion verhältnismässiger Jugend hervorruft. Lässt doch der Ueberschuss an Lebenskraft weder Zitterformen noch ataktische Züge, die zwei Hauptmerkmale eines Versagens der Muskelgeschmeidigkeit, aufkommen.

Andrerseits kann wiederum eine durch Krankheit herbeigeführte Schwächung, die nur vorübergehend ist, mit den Anzeichen beginnender Senilität verwechselt werden. In Summa, die Schrift spiegelt das Werden, Wachsen und Welken der Menschenpflanze, mit nichten aber die Menge der Jahresringe, welche sie ansetzt.

Am schwersten fällt die Altersbestimmung bei einer dekadenten, intervertierten oder unsinnlichen Natur, die auch in der Jugend nicht recht jung ist, weil das alternde, überverfeinerte, aussterbende Geschlecht schon beim jungen Individuum einen welken, überreifen Habitus mit sich bringt. Solche Handschrift pflegt auch zwischen 16—30 keine Schwellungen an den Unterlängen aufzuweisen, womit ein wichtiger Massstab zur Feststellung der Jugend verloren geht.

III. Intelligenz der Kinder. — Dies Experiment betrifft 80 Adressen, die von Schulkindern ad hoc geschrieben — wieder keine spontane, unbefangene Schrift — und sodann in vier Gruppen geteilt wurden. Aus einer jeden sollten Lehrer und Graphologen die 10 intelligentesten Schüler namhaft machen.

Die Ergebnisse dieser Wertungen deckten sich nicht mit einander: ein Umstand, der wohl darauf zurückzuführen ist, dass es beiden auf etwas anderes ankam. Den Lehrern lag es vornehmlich daran, die durch Aufmerksamkeit, Fleiss und gutes Gedächtnis hervorragenden sogenannt guten Schüler herauszufinden, indes die Graphologen ihr Augenmerk auf Feststellung der potenziellen Intelligenz, der Entwicklungsmöglichkeit gerichtet hatten. In weit höherem Masse als bei den vorhergehenden Versuchen ist daher diesen jegliche Beweiskraft abzusprechen. Ausserdem war hier ganz besonders das Schriftmaterial ungenügend und ausdrucklos, da viele der Schulkinder sich bei der verlangten Aufschrift der Kalligraphie befleissigt hatten.

IV. Intelligenz der Erwachsenen. — Für den Wert und die praktische Anwendbarkeit der Graphologie ist die Beantwortung dieser Frage von ungleich grosserer Tragweite. Der entscheidenden Probe vorauf ging ein blosses Geplänkel: der Versuch aus 16 Paar Briefumschlägen das plus oder minus an Geistesgaben der Schreiber zu ermitteln. Auf Crépieux kamen dabei 6 falsche gegen 10 richtige, auf mich 5 falsche gegen 11 richtige Antworten, also nur etwa 70 % richtiger Lösungen. Es erklärt sich das durch das ungenügende Material. Wir hätten von vornherein energisch Protest dagegen erheben sollen. — Eine Adresse setzt sich die leichte Lesbarkeit zum Ziel. Wo nun ein Geistesarbeiter seine ausgeschriebene, abgeschliffene, durch vieles Schreiben und rasches Denken über Gebühr vereinfachte Schrift mühsam den Regeln der Schule anbequemt, da fälscht er sie unbewusst zu seinen Ungunsten; er setzt gleichsam eine offizielle, leere Miene auf. Selbst einer derartigen Aufschrift freilich lässt sich noch manches für die Lebensführung Wichtige entnehmen. Durch die Art der Raumausnutzung verrät sie den Einteilungssinn. Häufung der Majuskeln lässt meist ästhetisches Gefühl, wohl auch Einbildungskraft erkennen. Aber die natürliche Leichtigkeit der Züge wird durch den Selbstzwang zur Schönschrift aufgehoben. Auch können die 8—20 Worte einer Aufschrift ganz unmöglich alle Formen der schriftlichen Gebärde enthalten.

Aus dem nämlichen Grunde sind bei der Einschätzung der Intelligenz nach Crépieux' Tabelle, die von 1—30 die unteren Stufen, von 30—40 die Intelligenz, von 40—50 das Talent, von 50—60 das Genie umfasst, die Spitzen der Geisteswelt am schlechtesten fortgekommen, wenn sie nach wenigen Zeilen beurteilt wurden. „Parcere subjectis et debellare superbos" scheine der Grundsatz der Graphologen zu sein, so äusserte sich ironisch ein Pariser Journalist, dem die Ursache unverständlich blieb.

Es darf einen billig wundernehmen, wenn die zwei folgenden Versuche, immer nur auf wenig Zeilen fussend, noch so verhältnismässig gut abgelaufen sind. Der erste bot paarweise geordnete Schriftstücke, deren Intelligenz einer Vergleichung unterzogen werden sollte. 91,6% richtiger Lösungen kamen dabei heraus. Der zweite Versuch war bei weitem schwieriger: es kam nicht mehr darauf an, zwei Intelligenzen mit einander zu vergleichen, sondern eine jede einzeln für sich zu werten und einzuschätzen. Trotz des ungenügenden Materials musste Binet 87% richtiger Lösungen konstatieren; es ist wahrlich zum Erstaunen und macht dem Scharfsinn der Graphologen alle Ehre.

Aber Binet bemängelt selbst diese Ergebnisse und bekundet dadurch seine völlige Unkenntnis hinsichtlich der Bedingungen und Grundlagen einer erfolgreichen graphologischen Analyse. Ein Beispiel für viele. Da es mich selbst betrifft, will ich Albert de Rochetal statt meiner reden lassen.

„Von Brunetière hat die Baronin I. Ungern-Sternberg ein sehr getroffenes Charakterbild eingesandt, das sich lediglich an die ihr fremde Schrift hält. Binet, der immer zweifelt, erkundigt sich danach, ob sie etwa die Schrift erkannt habe. Nachdem dies verneint worden, leistet Binet sich nachstehende, erstaunliche Randglosse: „Hier könnte man sehr wohl berechtigt sein, diesen Punkt anzustreiten: Setzen wir nun folgendes voraus. Fr. v. U-St. kennt die Persönlichkeit von Brunetière, ohne seine Handschrift zu kennen. Sie schreibt Brunetière eine ihr gezeigte Hand zu, und davon ausgehend, glaubt sie in dieser Schrift alles wiederzufinden, was sie vom grossen Kritiker weiss. Es mag der Graphologie zu Ehren gereichen, dass diese Handschrift Brunetière zugeschrieben worden ist." — Welch ein Taschenspielerkunstgriff! Wo vier beliebige Zeilen ohne Unterschrift vorliegen, da soll man den Namen des Urhebers erraten. Ihr scharfsinnigen Graphologen mit zweitem Gesicht, so sucht doch nur unter den 15 Millionen des Schreibens kundiger Franzosen und bemüht euch, den Urheber herauszufinden!

I. U-St. hat also beim Erblicken dieser vier Zeilen Brunetière erraten. Binet zieht es vor, eher dies Wunder glauben, als dass er der Graphologie ein Verdienst zugestände." Also Albert de Rochetal in der „Revue Graphologique".

Binet setzt jederzeit bei seinen Partnern irgendeinen mutmasslichen Betrug voraus und erachtet sich demzufolge für berechtigt, ihnen Gruben der verfänglichsten Art zu graben. Er scheint beständig die Begriffe Ueberlistung und Experiment mit einander zu verwechseln. Zum Beweis sehe man das höchst merkwürdige Kapitel ein, das den erstaunlichen Titel führt: „Suggestibilität der Graphologen. Fallen, die ich ihnen gestellt habe."

Viel Staub hat auch die Einschätzung von Renans Schrift aufgewirbelt, dem keiner der Graphologen Genialität zuerkannte. Ob dieser seltenen Einmütigkeit bindet Binet mit den Urteilenden an und bezeichnet diese Wertung als den gröbsten Irrtum, den Crépieux und ich zu Papier gebracht. Es konnte aber über das vorgelegte Gekritzel nur ein abfälliges Urteil gefällt werden. Hatte doch Binet mit Vorbedacht von zwei Handschriften Renans, die ihm zu Gebote standen, die minderwertigste

allein zu diesem Behufe herangezogen. Dass jenes Wort Heraklits „Alles fliesst" auch auf die menschliche Intelligenz Anwendung findet, das scheint dem Experimentator unbekannt zu sein. In der vorliegenden Schriftprobe einer durch Krankheit oder Müdigkeit hervorgerufenen Mittagsabsage treten für mein Auge die Spuren beginnender Senilität ganz offenbar zutage. Der Mangel an Vereinfachungen, dazu einige an Vulgarität streifende Majuskeln tun ausserdem die Abwesenheit von Kulturerbe dar. (Es ist bekannt, dass Renan seine Nichtblasiertheit in geistigen Dingen der Abstammung von einer ununterbrochenen Bauerngeschlechtsfolge zuschreibt.) Die Einmütigkeit aller Graphologen bei dieser von mir am schärfsten formulierten Wertung könnte als ein Probierstein für die Uebereinstimmung der angewandten Methoden gelten. Binet aber, weil er nicht imstande ist, sich Rechenschaft vom niedrigen Niveau dieser Handschrift Renans zu geben, verzeichnet hier zu Unrecht einen ungeheuren Irrtum der Wissenschaft.

In höchst bezeichnender Weise deckt sich übrigens mein Urteil über die Altersschrift mit meiner Wertung eines dramatischen Altersproduktes Renans „L'Abbesse de Jonarres", das seinerzeit viel Aufsehen bei den lediglich auf den Namen Eingeschworenen erregte, indes ich dasselbe kurzer Hand mit „Geschwätz" abtat.

Die übel angebrachte Entrüstung Binets rief in der Presse eine Polemik über diesen Gegenstand hervor, der die Gemüter leidenschaftlich erregte. Hier ein Pröbchen davon: „Wenn Binet keinen anderen Knüttel findet, um die Graphologie zu erschlagen, als diese Beurteilung Renans, so ist ihr Wohlbefinden auf lange hinaus gesichert. Jener Graphologe, der obige Charakterzüge in der Schrift von Renan entdeckt hat, ohne zu ahnen, dass sie von ihm herstamme, ist ein grosser Mann gewesen. Wir wollen nur den „Mangel an Besonnenheit" herausgreifen. Meinen Sie nicht auch, dass diese Eigenschaft dem in hohem Masse abgehen musste, der sich vermass, mit unzusammenhängenden Wissensbrocken und der ganzen abgedroschenen Tonleiter zweifelausdrückender Redensarten die ganze Tradition des Katholizismus untergraben zu wollen. Falls Sie Ueberwindung zur Genüge besessen haben, den ganzen Renan durchzulesen, werden Sie mir zugestehen müssen, dass „Leichtgläubigkeit und Geschwätzigkeit, die sich stark ausprägen" ein glücklicher Fund, ein wahrhafter Treffer ist." —

Zum Schluss fragen wir uns mit dem durch das Für und Wider hin und hergezerrten Lesepublikum, das zuletzt weder aus noch ein weiss: Kann man die Intelligenz nach der Schrift bemessen? — Gewiss, wenn wir absehen von der mechanischen, ziffernmässigen Einschätzung, die nur auf chemische Formeln, nicht aber auf den Menschengeist anwendbar ist. Wenn wir bei Binet und den Graphologen so viele Unterschiede im Einschätzungsmodus finden, so liegt das einesteils daran, dass schliesslich jedermann ein Anrecht auf eigenes Urteil hat, andrerseits an der Unzulänglichkeit der Sprache. Auch über die Zuerteilung der Epitheta Genie und Talent wird man sich schwer zu einigen vermögen. Unter den 37 Individualitäten, deren Schriften mir vorgelegt wurden, darf meines Erachtens Zola allein auf den Ruhmestitel Genie Anspruch erheben. Renan könnte ich trotz Crépieux nur das Talent zugestehen.

Auch hinsichtlich der vorbildlichen Schriften werden die Meinungen auseinander gehn. Victor Hugo, Rossini, Chateaubriand schlägt A. de

Rochetal als Schrifttypen der Genialität vor. Wird diese Schätzung in Deutschland unbedingt Geltung finden? Lateiner und Germanen messen hier mit verschiedenem Masstabe. Wohl wird Victor Hugo anstandslos von der Mehrzahl der Franzosen als Typus des Genies gewertet. Aber Nietzsche heisst ihn respektlos den „Pharus am Meere des Unsinns". Und Baudelaire bezeichnet ihn gar als „Ane de Genie" = „genialischen Esel".

Dieser selbe Baudelaire, dem seine „Fleurs du Mal" die Unsterblichkeit verbürgen, sieht das Genie in folgendem: „Ein Genie ist derjenige, welcher eine Schablone schafft. So muss ich also eine Schablone zustande bringen." Mit dieser Definition wird das Urteil über Genialität so recht eigentlich der Nachwelt zugeschanzt. Denn wer wollte bei Lebzeiten endgültig darüber entscheiden, ob jemand eine tiefe oder bloss oberflächliche Spur hinterlässt. Jahrhunderte und Jahrtausende sind dazu erforderlich, um aus der Wirkung zu entscheiden, ob jemand den zeitlosen oder den zeitlichen Geistern zuzuzählen sei.

Von diesem hohen Standpunkt aus wird man auch die graphologische Scheidung der höchsten Intelligenz in Genie und Talent immer nur als eine relative, nie als eine absolute auffassen dürfen.

V. Charakter und Verbrechertum. — Wenn wir schon den vorhergehenden Experimenten wegen des mangelhaften Materials nur eine sehr bedingte Beweiskraft zugestanden haben, so ist es um dieses Kapitel noch weit schwächer bestellt. Im Namen der Wissenschaftlichkeit, der Wahrheit und Exaktheit begeht hier Binet die gröbsten Verstösse gegen eine rationelle Psychologie.

Elf Schriftproben berühmter Verbrecher und ebensoviele von bisher unbescholtenen Leuten liegen den Graphologen vor zur Wertung an sich sowohl als zur Aufstellung einer vergleichenden moralischen Stufenleiter. Das Resultat mit 73 % von Treffern ward von Binet als äusserst schwach hingestellt. Welch ein Wert ist aber seiner Entscheidung beizumessen, wenn er mit sondrer Willkür von folgendem Postulate ausgeht: „Ich stelle es als Prinzip auf, dass ein jeder meiner elf ehrlichen Leute höher steht als irgend einer von diesen elf Verbrechern."

Ja, wer aber steht uns denn eigentlich für die Einsicht des Herrn Binet in die Sinnesart seiner ehrlichen Leute? Wer hat ihm das Vermögen verliehen, Herz und Nieren zu prüfen? Kann er uns gutsagen dafür, dass ein jeglicher der Nichtbestraften auch einer jeden Lockung zu strafbaren, vor Entdeckung sicheren Handlungen widerstanden hätte? Der sittliche Charakter eines Menschen ist mit nichten so unabänderlich festgelegt, als Binet anzunehmen scheint. „Je ne sais trop ce que c'est qu'un honnete homme," seufzt der berühmte Kriminalist, Präsident von Argenson. Praktisch lauft es darauf hinaus, dass man solange fur einen anständigen Menschen gilt, als man im Verhalten zu seinem Nebenmenschen und bei Beobachtung des auf die Mehrheit zugeschnittenen Sittenkanons noch nicht mit dem Strafgesetz in Berührung kam.

Dies berechtigt uns aber die Fragestellung des Herrn Binet zu bemängeln, weil sie abermals eine wahrhaft umfassende Unkenntnis der psychologischen Grundtatsachen an den Tag legt.

Eine Charaktereigenschaft, worüber allein im Grunde die Graphologie befinden kann, ist es durchaus nicht, ob jemand ein sogenannt an-

ständiger Mensch oder ein vorbestrafter Verbrecher ist. Damit ein Vergehen begangen werde, müssen Umstände hinzutreten, welche die Freveltat auslösen. Umstände, die nicht selten weit mehr den Ausschlag geben als die in Betracht kommende Veranlagung. Durch diese Erwägungen wird die Voraussetzung Binets umgestossen.

Wie verhält es sich nun mit dem Ergebnis des anmasslichen, oberflächlichen Buches? Kann die Graphologie daraus Nutzen ziehen?

Mag auch diesen Experimenten wenig Beweiskraft eignen angesichts der dolosen Tendenz des Herrn Binet, der ungenügenden Dokumentation und der auf beiden begründeten Trugschlüsse, so geht dennoch für die Wissenschaft und Kunst der Handschriftdeutung manches Wissenswerte aus diesem Sturm der Meinungen und Gegenmeinungen hervor. Viele Probleme sind, wo nicht abgeschlossen, so doch erörtert worden, und die Deutung der schriftlichen Gebärde wird in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Auf die streitigen Grenzprovinzen sind immerhin einige Lichtstrahlen gefallen. Was nur wenige unter den Graphologen vermöge der eigenen Beobachtung wussten, in welchem Masse Geschlecht und Alter der Schrift ihr Gepräge leihen, das ist zufolge der Kontroverse nunmehr auch der Mehrzahl aufgegangen.

Dass Intelligenz und Bildung die Physiognomie der Schrift in hohem Masse beeinflusst, war den Graphologen und gebildeten Laien nichts Neues. Wir haben aber Einsicht gewonnen in eine wichtige Tatsache, die noch nie so deutlich ausgesprochen und so überzeugend dargetan wurde. Es steht fest, dass die Intelligenz einer bedeutenden Persönlichkeit nicht konstant auf ihrem Höhepunkt verweilt, dass mithin ein schlechtes Dokument den literarischen Ruhm Lügen strafen kann, dass Alters- und Krankheitsschriften ein Zerrbild dessen widerspiegeln können, was dereinst war. (So habe ich mich einst geweigert, auf Grund einer zitterigen und ataktischen Altersschrift von Schliemann ein Verdikt abzugeben über das, was unwiderbringlich dahin war.) Goethe sagt es freimütig heraus, dass der Alternde sich Mühe geben muss, um so klug zu bleiben als er gewesen ist. Ihm war bewusst, dass die Handschrift eines Menschen, je nachdem ihn Stimmung, Feder, Papier und Tinte begünstigt haben, ein Mehr oder Minder an Charakteristik aufweist. (Bei Gelegenheit von Zelters Schrift gegen Eckermann geäussert.) Sollte nicht auch der Menschengeist einigermassen dem Phänomen der Gezeiten unterworfen sein?

Mehr denn je ferner ist uns nahegelegt worden, wie misslich es ist, moralische Wertungen auf die Schrift zu gründen. Wir müssen uns bescheiden Neigungen und Veranlagungen festzustellen, zu warnen, Vorsicht anzuempfehlen, ohne aber Handlungen vorhersagen zu wollen. — Endlich hat Binets „wissenschaftliches" Verfahren den Graphologen eine Mahnung zur Vorsicht gegeben — hinsichtlich der Experimente und der Experimentatoren! — die wohl zu beherzigen ist.

Isabella von Ungern-Sternberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München. — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Die Formen der Schrift und die Stufen der Schriftentwickelung.

Von Dr. R. Stübe.

Die folgenden Ausführungen sollen nicht der formalen Ausgestaltung einer Schrift gelten, sondern der Entwickelung der Schrift überhaupt, d. h. sie versuchen an der Hand einiger typischer Repräsentanten unter den historischen Schriftformen einen Einblick in das Werden dieser höchst eigentümlichen Leistung des Menschen zu gewinnen, ihre kulturpsychologischen Voraussetzungen zu ermitteln. Nicht die Formen und ihre Entwickelung für sich interessieren uns — das ist eine Aufgabe der epigraphischen und paläographischen Forschung — sondern ihr Zusammenhang mit dem dargestellten Inhalt und mit der Sprache. Dabei wird sich zeigen, dass es sich in der Schrift um eine geistige Leistung des Menschen handelt, in der sich sehr verschiedene Stufen des Bewusstseins darstellen. Die Schriftgeschichte kann damit zu einem Ausdruck der geistigen Kulturgeschichte überhaupt werden.

Die Untersuchung wird am besten ausgehen von einer Bestimmung dessen, was Schrift ist. Schon ein erster Ueberblick zeigt, dass man dafür nicht bei den Schriftformen der Kulturvölker stehen bleiben darf, die mit der sprachlichen Form eng verwachsen sind. Wir müssen vielmehr alle Mittel berücksichtigen, mit denen der Mensch eine Darstellung zum Zweck der Mitteilung oder Erinnerung festlegt. Dann fallen unter den Begriff „Schrift" alle Formen, in denen ein bestimmter Inhalt durch Zeichen in der Absicht der Mitteilung oder dauernder Vermittelung dargestellt wird. Daraus ergibt sich sogleich das Problem, in welchem Verhältnis diese Formen zu anderen Mitteln der Mitteilung stehen, über die der Mensch verfügt, d. h. zur Sprache und zur Gebärde. Es gibt Schriftformen, die zu ähnlichen Mitteln greifen, wie sie in den verschiedenen Gebärdensprachen der Taubstummen, der Neapolitaner, Indianer, Trappisten wiederkehren, d. h. die für eine Sache oder Vorstellung ein Symbol setzen, das mit dem Dargestellten in

einem mehr oder minder nahen Zusammenhang steht[1]). Die Schriften der Aegypter und Chinesen sind reich an solchen symbolischen Zeichen, und ähnliches liegt, wie es scheint, in der Mayaschrift vor.

Für das geschichtliche Verständnis der Schrift aber ist ungleich wichtiger die Frage nach dem Zusammenhang mit der Sprache. Will die Schrift ursprünglich ein Ersatz der mündlichen Rede sein? Geht sie von der Sprache aus und ist sie mit ihrem Formbau verwachsen? Oder ist sie eine Form der Mitteilung, die zunächst unabhängig neben die Sprache tritt, die einen Vorstellungsinhalt, dessen sprachliche Form dabei vielleicht kaum in Frage kommt, zum Ausdruck bringt?

Die damit gestellten Fragen lassen sich nur beantworten, wenn die verschiedenen Stufen der Schriftentwickelung untersucht sind. Wir gehen von einer sicheren Beobachtung aus. Die verschiedenen Formen schriftlicher Fixierung zeigen offenbar sehr verschiedene Grade des Vermögens, etwas in differenzierter Darstellung auszudrücken. Wir finden ein Ansteigen vom einfachsten Symbol, das nur eine Marke ist, unter der alles verstanden werden kann, bis zu einer Darstellungsweise, die durch annähernd genaue Wiedergabe der sprachlichen Form die gleiche Vielfältigkeit, Sicherheit und Klarheit zeigt, wie sie der Sprache erreichbar ist. Welche Stufen hat die Schrift auf diesem langen Entwickelungsgange durchlaufen? Welche Motive haben dabei gewirkt?

Bei dem Versuch, diesen Entwickelungsgang in den vorliegenden Zeugnissen aufzufinden, gilt es sich bewusst zu bleiben, dass in der geschichtlichen Wirklichkeit die verschiedenen Stufen der Schriftentwickelung selten ganz scharf voneinander geschieden sind, sondern in mannigfacher Weise ineinander greifen. Entweder setzen sich Formen primitiver Kultur bis in die höchsten Stufen fort, oder in einem Schriftsystem, wie dem ägyptischen und babylonischen, treten verschiedene Entwickelungsstufen zusammen auf. Man kann diese Stufen zwar theoretisch unterscheiden, darf aber die Tatsachen des historischen Befundes nicht gewaltsam in ein Schema einrenken wollen. Was wir in der Betrachtung sondern, sind durchaus nicht immer historisch nebeneinander bestehende Schriftformen, sondern es sind die verschiedenen Prinzipien der Schriftbildung, die sich oft in einer historischen Form durchkreuzen. — Diese rein theoretischen Vorbemerkungen enthalten die Grundlagen, auf denen

[1]) Zur Kulturpsychologie der Gebärde s. K. von Amira, Die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels. München, 1905 (Abhandlung der K. bayer. Akademie der Wissenschaften. I. Kl. Bd. 23] — Die Psychologie der Gebärde wird umfassend von W. Wundt in seiner „Völkerpsychologie" Bd. I. 1 behandelt.

die nachfolgende Untersuchung beruht. Die Berechtigung der hier versuchten Gliederung hängt wesentlich von der Berechtigung der in ihr durchgeführten allgemeinen Annahmen ab.

1. Die Merkzeichen.

Untersuchen wir die einfachsten Mittel schriftlicher Fixierung, so treffen wir in prähistorischer Zeit bei allen primitiven Völkern, aber auch bei Völkern höherer Kultur, selbst im Bereich unserer Kultur auf Merkzeichen, die nur andeutende Symbole für irgendwelche Tatsachen sein können, die aber in einem bestimmten Bereich allgemein verständlich sind. Derartige nur sachlich fixierende Symbole können natürlich allein dem Bewusstsein einer Zeit genügen, die einen geringen Besitz hat und deren Lebenshergänge sich in ziemlich gleichmässiger Ordnung abspielen. Schon in prähistorischen Funden glaubt man Spuren dieser Schrift zu erkennen. Regelmässig eingeritzte Kerben auf Steinen sind nicht selten, und Spuren der sog. Oghamschrift (zweigartige Zeichnungen) sind auf Grauwackengeschiebe in Mähren gefunden worden.[8]) Handelt es sich hier um ornamentale Zeichnung oder sollte etwas bezeichnet werden? Höhere zeichnerische Leistungen der prähistorischen Menschen, wie sie etwa in Südfrankreich und der Bretagne gefunden wurden, wird man eher für Schöpfungen primitiver Kunst halten dürfen, zumal plastische Werke neben ihnen stehen. Aber die Kerbzeichen als Mitteilungsmittel kommen überall in der Welt vor, z. B. auf den Kerbhölzern, die zu Berechnungen dienen (s. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. V, S. 563—565).

Neben den Kerben tritt als uraltes Symbol der Knoten auf. In ganz elementarer Weise wenden auch wir ihn als Erinnerungsmittel an, er bedeutet für uns jede beliebige Sache, an die wir uns gerade erinnern wollen. Aus dieser Marke ist aber ein ganzes System von Merkzeichen entwickelt, das man als Knotenschrift bezeichnet hat. Am berühmtesten sind die Quipus der Peruaner, die im Staate der Inka-Könige aufs höchste entwickelt waren. Noch heute ist bei den Indianern Perus diese Form nicht verschwunden; die Hirten benutzen sie, um den Bestand ihrer Herde zu kontrollieren, und dadurch hat noch im 19. Jahrhundert Tschudi die Möglichkeit gehabt, diese Knotenschrift „lesen" zu lernen. Wie weit diese Symbolschrift im alten Peru ausgebildet war, zeigt der grosse, etwa

[8]) K. l. Maska, Der diluviale Mensch in Mähren (Programm) 1886 S. 19. f. Weiteres Material bei M. Hoernes, Der diluviale Mensch in Europa, 1903. S. 143 — Dem Verfasser scheinen diese Zeichen als Ornamente verstanden werden zu müssen, auch in Afrika, auf den Kreidefelsen Süd-Orans, sollen sich schriftartige Zeichen aus neolithischer Zeit finden, die der Verfasser bisher nicht selbst gesehen hat (s. Flamand Hadjrat Mektoubat où les pierres écrites. Lyon, 1903.)

4 kg schwere Quipu, den Reis und Stübel im Totenfelde von Ancon gefunden haben. Es war freilich ein Irrtum, wenn man meinte, man hätte die Quipus in unserem Sinne „lesen" können. Man konnte sie nur nach ihrem Inhalte deuten und sie bedurften wohl der Ergänzung durch mündliche Angaben. Man musste wissen, auf was für Dinge oder Tatsachen sich die Zeichen bezogen. Und doch ist es gelungen, auf solche Weise sehr umfangreiche Tatsachenreihen festzustellen, vielleicht sogar Beziehungen zwischen verschiedenen Reihen anzudeuten. Das geschah teils durch Anwendung der Farben rot, grün, gelb, weiss (für Soldaten, Getreide, Gold, Silber), teils durch Verknotung paralleler Schnüre mit einander. Dass die Regierung der Inkas die Quipus zu Zwecken der Verwaltung benutzte, scheint sicher zu sein, doch können sie kaum wirkliche Annalen der Reichsgeschichte bilden, sondern müssen ökonomische und militärische Aufzeichnungen sein, welche bei dem staatlich durchgeführten Kommunismus auch wohl erforderlich scheinen.[3])

Aehnliche Knotenschriften finden sich auch im malayischen Gebiet, wo sie K. von den Steinen erst kürzlich entdeckt hat, und ebenso sind sie als älteste Schrift in China bezeugt. Noch das älteste chinesische Schriftwerk[4]) — das Yih-king — ist auf uralte Knotensymbole zurückzuführen. Auch in Tibet ist eine Knotenschrift in Gebrauch gewesen, bevor von Indien her eine Lautschrift eingeführt wurde. Später hat sich die Bedeutung des Knotens als eines Symbols für feste rechtliche Bestimmungen entwickelt. Diese Rolle spielt er im römischen Rechtsleben (nodator). Bei Völkern der Südsee werden Heiligtümer und unberührbare Dinge durch Knoten als „Tabu" bezeichnet, dem bei uns noch das warnende Zeichen des Strohwisches entspricht.

In diesen Zusammenhang gehören ferner die zahlreichen Mitteilungssymbole wandernder Völker, die nicht nur die Richtung der wandernden Horde andeuten, sondern oft auch ihre Stärke, die Zahl der Marschtage und anderes. Die europäischen Zigeuner, unter denen der Verfasser diese Dinge selbst beobachten konnte, benutzen Steine, Strohhalme etc., die in eigentümlicher Weise gelegt sehr

---

[3]) Ob die „Knotenschrift" aus Ost- und Südasien stammt — sie ist die Urschrift in China — muss noch dahingestellt bleiben. Wir finden sie auch bei den Canadiern, den Tlaskalteken und Azteken. Einiges bei Brehm, Das Inkareich, 1885 S. 293 f.

[4]) Der Kaiser Fuh hi, dem auch die Erfindung der Schrift statt der Knotenschnüre zugeschrieben wird, hat nach der Sage das Yih-king zusammengestellt, indem er schwarze und weisse Punkte auf dem Rücken eines ihm erscheinenden Fabelwesens („Drachenpferd") durch Linien verband. So seien die 64 Hexagramme entstanden, aus denen das Yih-king besteht. Historisch ist daran richtig, dass das Yih-king nichts anderes als die graphische Darstellung alter Knotenschrift ist. Uebrigens bedeutet „king" = Buch, ursprünglich die Kette in einem Gewebe; es entspricht unserem „Kanon" (ursprünglich Rohr, Massstab) als Bezeichnung für Bücher von dauernder oder normativer Bedeutung.

genaue Mitteilungen enthalten, z. B. Warnungen vor der Polizei, vor bissigen Hunden und anderes.[5]) Ein sehr ausgebildetes Merkzeichensystem besitzen die nordamerikanischen Jägervölker, die durch Zusammenstellung von Holzpfählen oder Zweigen Mitteilung über ihre Wanderungen machen. (Eine Abbildung in Schurtz, Urgeschichte). Dieses System der Wegmarken lebt bekanntlich auch noch bei uns; der Wegweiser, die Markierungen in den Alpen, das Bild des Hemmschuhs an abschüssigen Strassen sind solche Mittel sprachloser Benachrichtigung, mit denen primitive Kulturen in viel grösserem Umfang ausgestattet sind.

Ferner gibt es inmitten höchst entwickelter Kulturen Schichten, in denen primitive Formen nachleben oder künstlich erneuert werden. Es sind das besonders die Kreise, die sich aus dem sozialen Verband und den festen Ordnungen der modernen Gesellschaft loslösen, vor allem das Verbrechertum. Hier ist nicht nur eine „Gaunersprache" von höchst originellem Charakter ausgebildet worden,[6]) sondern auch eine „Gaunerschrift", die sog. „Zinken". Wiederum handelt es sich um ganz feste Symbole; es ist eine Sachschrift, die nur für den Eingeweihten redet. Das sind vielleicht die letzten Reste einer Periode, in der die Dinge durch ursprünglich willkürliche Symbole angedeutet wurden.

Derartige symbolische Zeichen haben nun eine ganz besondere Bedeutung im Bereich des Religiösen gewonnen, und zwar ist es insbesondere das Zauberwesen, welches bedeutungsvolle Symbole handhabt. Auch in ihm treffen wir sehr häufig den Knoten als Zaubermittel[7]), daneben spielen mannigfache Figuren eine Rolle. Zaubersymbole scheinen älter zu sein als Zaubersprüche. Die Forderung, bei zauberischen (später auch bei kultischen) Handlungen zu schweigen, ist wohl ein Rest uralter Zeit, die im Symbol, im Zeichen die wirkende Kraft sah. Im Zusammenhang mit dem Zauberwesen sinken selbst voll entwickelte Schriften wieder auf die Stufe des reinen Symbols zurück. So benutzen die Mongolen chinesische Schriftzeichen als Zaubermittel, die Neger im Sudan arabische

[5]) Sehr wertvoll. R. Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Leipzig, 1863.

[6]) Veraltet und in seinem sprachlichen Teil fast ganz unbrauchbar ist das Werk von Avé-Lallement. Das deutsche Gaunertum. 4 Bände. 1858–62. Grundlegend Fr. Kluge, Rotwelsch, Quellen- und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. Band I. 1901. Sehr lesenswert ist H. Stumme, Ueber die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen. Leipzig, 1903. L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig, 1905.

[7]) Die Formel „Gebunden und gesiegelt" auf babylonischen Zaubertexten dient als Schutzmittel gegen die unheilstiftenden Dämonen, gegen welche die betreffende Zauberformel gerichtet ist. Die gleichen Zaubermittel treten in der religiösen Literatur der Mandäer auf und sind in die urchristliche Literatur aus den alten babylonischen Anschauungen eingedrungen (Apokal. 20, 2). Das Siegel erscheint mir als eine jüngere Form des Knotens; jedenfalls hat es die gleiche Bedeutung. Das sog. Salomonssiegel, der Ring, durch dessen Kraft Salomo nach der arabischen Legende die Dämonen beherrscht, gehört hierher.

Koranstellen, die Negritos auf Malakka haben eine Schrift von magischer Wirkung und hebräische Bibelstellen werden als Amulette benutzt. Auch in der griechischen Welt treffen wir Zauberbuch und Fabeln an.[8]) Dabei handelt es sich nicht etwa um den Inhalt, sondern in der Schrift an sich liegt das Wirksame.

2. Die reine Bilderschrift.

Wenn die „Merkzeichenschrift" nur ein Symbol gibt, das konventionell auf bestimmte Dinge zu beziehen ist, so wird ein grosser Schritt vorwärts getan, sobald die Darstellung bestrebt ist, die Sache oder den Hergang erkennbar mitzuteilen. Auch diese Form der Schrift, die ich als „reine Bilderschrift" bezeichnen möchte zum Unterschied von jener anderen Bilderschrift, die mit festen sprachlichen Formen verknüpft ist, geht noch von der mitzuteilenden Sache aus und ist gleichgültig gegen deren sprachliche Wiedergabe. Nur handelt es sich jetzt um die Andeutung der Sache selbst durch ein entsprechendes Bild.

Hier lassen sich wiederum zwei Gruppen unterscheiden: Die Darstellung kann entweder bestimmte Zusammenhänge, Ereignisse etc. wiedergeben. Sie wahrt den inneren Zusammenhang, der eine Fülle einzelner Hergänge zu einem Ereignis verbindet. Solche Darstellungen sind weit verbreitet: Zeichnungen der Australier berichten von Jagderlebnissen, die bekannten Buschmännerzeichnungen stellen in grösster Anschaulichkeit einen Kampf mit Sulus um geraubte Rinder dar. Ein besonders interessantes Dokument ist die bilderreiche Darstellung auf einer Büffelhaut, die aus der Geschichte der Dakota die wichtigsten Ereignisse eines längeren Zeitraums berichtet. Die Lenape-Indianer haben auf einem bemalten Brette die Geschicke ihres Stammes seit der Auswanderung aus ihrer nördlichen Heimat bis zu ihrer Niederlassung in Pennsylvanien dargestellt, und die Ojibwe reichten 1849 beim Kongress in Washington eine Bittschrift in piktographischer Darstellung ein. Ueberhaupt werden in diesen Zusammenhang einzufügen sein die sogen. Piktographien nordamerikanischer Indianer, die Garrick Mallberg in grosser Menge gesammelt hat. Auch auf der entlegenen Osterinsel hat sich eine Schrift gefunden, die wohl als alte Bilderschrift aufgefasst werden muss.[9]) Endlich fand man sie auch noch recht häufig in Europa.

[8]) K. Wessely, Ephesia grammata aus Papyrusrollen, Inschriften, Gemmen gesammelt. Wien, 1886.

[9]) Mallery, Pictographs of the North American Indians. Annual Report of the Bureau of Ethnology IV. Washington 1886 Picture — writing of the American Indians. Daselbst X für 1888/89. Washington 1893. — Inschriften der Osterinseln in Abbildungen, daselbst für 1889 (Washington 1891) S 513—527. Dazu: C. de Harlez, L'ile de Paques et les monuments graphiques Louvain, 1896. Vor allem H. R. Schoolcrafts grosses Werk »Historical and statistical information respecting the history, condition and prospect of the Indian tribes of the United States of America« (6 Bde. Philadelphia, 1851—57). Einzelne Abbildungen bei Berger, Histoire de l'écriture dans l'antiquité Paris, 1891.

Das beste Beispiel dafür sind die sog. „Marterl" der Alpenländer, die einen Unglücksfall durch das Bild melden. Etwas ganz Sekundäres sind hier die Beischriften. Ueberhaupt ist die Gräberkunst und die Grabsymbolik vielfach auf der Stufe einer uralten Bilderschrift stehen geblieben.

Indes bietet diese Bilderschrift noch eine zweite Form, indem sie für einzelne Gegenstände feststehende Bilder schafft. Die ermöglichen dann schon gewisse Kombinationen. Wir finden derderartiges wohl bei Indianern: Die Schrift der Azteken z. B. kennt solche feststehende Bilder . Auch bei uns lebt ein Ueberrest davon: das sind die Abzeichen unserer Gewerke, die als Ladenzeichen dienen, die Wirtshausschilder und ähnliches. Hier redet die Darstellung eines einzelnen Gegenstandes ebenso unmissverständlich wie eine Inschrift. Ich erinnere auch in diesem Zusammenhange an die Abbildung des Hemmschuhs an steil abfallenden Strassen, die ebenfalls eine Inschrift vertritt, aber ursprünglicher ist.

3. Die Sprachschrift.

Die Merkzeichen wie die reine Bilderschrift stehen unabhängig neben der sprachlichen Mitteilung; sie sind nicht eigentlich lesbar, sondern nur sachlich zu deuten. Wenn sie auch damit in die Sprache umgesetzt werden, so entspricht dem Zeichen oder Bilde doch keine feste sprachliche Form. Die Beziehung der Sprache zur Schrift ist hier eine andere als in unserer Kultur. Die Merkzeichenschrift kann nur Symbole, Andeutungen für Dinge liefern. Was für Dinge es sind, in welchem Zusammenhang sie untereinander stehen, das bedarf der Erklärung. Hier aber tritt die Sprache nur als Ergänzung neben das Schriftsymbol. Die reine Bilderschrift hat bereits einen weiteren Schritt getan: sie stellt die Dinge selbst erkennbar dar, ja sie vermag wohl in gewissem Grade eine Darstellung des Zusammenhanges von Ereignissen zu erreichen. Aber eigentlich lesbar ist auch sie noch nicht, sondern nur mit Hülfe der Erinnerung oder der Phantasie zu deuten. Die Darstellung ist allein durch den Inhalt bedingt; mit der sprachlichen Form der Mitteilung, die für das Bild eintreten kann, besteht kein organischer Zusammenhang. Die Deutung kann in den verschiedensten Formen des sprachlichen Ausdrucks, ja in verschiedenen Sprachen gegeben werden.

Erst durch das wiederholte Zusammentreten von Bild und Rede erwächst die Erkenntnis, dass beide Formen der Mitteilung inhaltlich identisch sind. Hatte die Schrift bisher ein eigenes Leben, — unabhängig vom sprachlichen Ausdruck — geführt, so beginnt sie allmählich mit der Sprache zu verwachsen. Wahrschein-

lich ist der Hergang so zu denken, dass bei der Umsetzung der bildlichen Darstellung in Rede eine fortschreitende Festigung in der Form der sprachlichen Wiedergabe erfolgte.

Das Bedürfnis nach fester Textgestaltung und Tradition ist sicher im Bereich des religiösen Brauches zu suchen, der überall feste Formen schafft. Wie die Wirkung einer kultischen Handlung, z. B. des Opfers, durch den korrekten Vollzug der Handlung bedingt ist, so ist noch mehr für alle Zauberbräuche, Beschwörungen und dergl. die Anwendung bestimmter Formeln erforderlich. Sie werden noch dann innegehalten, wenn sie längst nicht mehr verständlich oder zur Sinnlosigkeit entstellt sind. So mögen es auch zuerst religiöse Formeln gewesen sein, die als begleitende Deutung uralter Symbole in fester sprachlicher Form neben das Bild treten. Die Sicherung einer bleibenden Textgestalt wurde noch dadurch gefördert, dass diese ältesten Texte zugleich wohl immer rhythmisch aufgebaut waren.

Ein auf dieser Stufe der Schriftgeschichte stehender Text ist z. B. eine Bilderhandschrift der Ojibwe, deren einzelnen Gruppenbildern je ein Satz eines Zauberhymnus entspricht. Der Text ist hier offenbar bereits fest geworden. Aehnliche stereotype Formeln gibt es besonders bei sibirischen Völkern. Ich möchte ferner noch an die bildlichen Darstellungen von „Schauergeschichten" erinnern, denen man noch vor kurzem auf kleinen Jahrmarkten neben dem rezitierenden Künstler des Leierkastens begegnete. Auch sie sind eine Bilderschrift mit begleitendem, festgewordenem Text, dessen rhythmische und musikalische Form nach meiner Erinnerung stets dieselbe war.

Wir stehen mit derartigen Darstellungen an der Grenze: aus der reinen Bilderschrift erwächst eine Form der Darstellung, die ein im sprachlichen Ausdruck unwandelbares Aequivalent mit sich verbunden hat. An sich ist diese Art der Schrift noch Inhaltsdarstellung, sie dient als mnemotechnisches Hülfsmittel für zusammenhängende Texte, die bereits eine konventionelle sprachliche Form erreichten. Es ist etwa die Schrift der Urpoesie. Von hier aus erst mag der Schritt getan sein, nunmehr umgekehrt für bestimmte sprachliche Formen auch feste optische Mittel der Wiedergabe zu schaffen. Die Sprache ist damit in die Schrift eingedrungen und hat ihre alte symbolische Einheit aufgelöst. Ich möchte diese letzte Stufe der Schriftentwickelung kurz als „Sprachschrift" bezeichnen.

Dabei sind zwei Stufen deutlich zu scheiden. Die Sprache

lebt nur im Satze; er bildet für das sprachliche Bewusstsein die Einheit und den Ausgangspunkt für alle einzelnen Gebilde. Auf der ältesten Stufe ist die Satzeinheit auch die Einheit des Schriftbildes: zu welchem Ende freilich der Satz entweder ganz einfach sein — das wird für historische Darstellungen gelten — oder konventionell feststehen musste, wie bei religiösen Texten. Wir dürfen diese erste Stufe als Satzschrift bezeichnen.

Ein Beispiel für diese Form scheint auf sehr alten ägyptischen Königsdenkmälern vorzuliegen. Obwohl die Aegypter seit den erkennbaren Anfängen ihrer Geschichte die Schrift besitzen — sie ist jetzt seit Menes durch Denkmäler erwiesen — so finden sich doch daneben Darstellungen historischen Inhalts in durchaus bildmässiger Form. Veröffentlicht ist davon nur ein grosser Schieferstein in Herzform (gefunden Februar 1898), der in einer bildlichen Darstellung etwa meldet: „Der König schlägt die Barbaren im Delta". Auch die Zerstörung einer Stadt ist rein bilderschriftlich dargestellt durch einen Stier (Horus = König), der mit den Hörnern einen Mauerring (= Stadt) durchbricht.[10] Eine Satzschrift, die organisch aus der Sprache erwachsen ist, liegt ferner in der mexikanischen Schrift vor. Die Sprache gehört, wie alle nordamerikanischen Indianersprachen, zu den sog. einverleibenden Sprachen. Das Verbum, das überhaupt die Aussage des Satzes trägt, zieht die abhängigen Teile des Satzes und die adverbialen Bestimmungen in sich hinein und verschmilzt sie mit sich zu einem Wortkörper. So fallen Wort- und Satzkörper zusammen. Dem entspricht die Schrift: die Darstellung dieser sehr komplizierten Wortkörper wird damit von selbst zu einer Satzschrift. Die Lautbezeichnung fehlt; das Lesen ist also ein Uebertragen in Sätze. Für Eigennamen sind wohl feste bildliche, lautandeutende Zeichen geschaffen; aber einen zusammenhängenden Satz hat man bisher in dieser Schrift in der ursprünglichen Sprachform nicht zu lesen vermocht, wenn man auch ihren Inhalt annähernd bestimmen kann.[11])

Die zweite Stufe der sprachlich bestimmten Schrift ist die, dass die Schrift sich an die einzelnen Elemente der Sprache anschliesst und in immer genauerem Masse eine feste Wiedergabe der sprachlichen Form erstrebt. Diese Stufe aber setzt einen tief-

[10]) Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde. Band 36 (1898), Seite 81—84 (Abbildung).

[11]) Die wichtigsten Textangaben sind: Codex Telleriano-Remensis . . . par E.-T. Hamy. Paris, 1899. Codex Fejérváry-Mayer. Eine altmexikan. Bilderhandschrift von Ed. Seler. Berlin 1901. Das Tonalamatl der Aubinschen Sammlung von Ed. Seler. Berlin 1900. Codex-Vaticanus Nr. 3773. Eine altmexikan. Bilderhandschrift von Ed. Seler. Berlin 1902. Die Dresdener Mayahandschrift. Herausgegeben von Förstemann. Zur Schrift die grundlegende Abhandlung von E. Seler. Der Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften. (Zeitschrift für Ethnologie. Band 20. 1888, Seite 1—97.)

greifenden Wandel der psychischen Disposition voraus. Das Bewusstsein der primitiven Kultur hat die Einheit der Erscheinungen, der Hergänge, oder sprachlich betrachtet, des Satzes, im Symbol oder Bilde festgehalten. An die Stelle dieses synthetischen Bewusstseins ist ein analytisches getreten, das die Einheitlichkeit der Anschauung durch das zergliedernde Denken auflöst. Die Weiterbildung der Schrift erfolgt durch eine fortschreitende Analyse der im Sprachbewusstsein lebenden Einheit, d. h. des Satzes. Die Sprache selbst wird zum Objekt der Reflexion. Aus dem Verbande des Satzes lösen sich für das Bewusstsein die Worte als selbständige Körper los. Der Erkenntnis des Wortes entspricht dann eine Wortschrift, die ursprünglich nur Abbildungen von Dingen schafft, also nur Konkretes darzustellen vermag.

Aber selbst für einfache Kulturverhältnisse genügt eine Schrift nicht, die nur konkrete Dinge abbildet. Sie muss daher bestrebt sein, durch Uebertragungen und Kombinationen auch zur Darstellung von Begriffen zu gelangen. Dass solches sogar im höchsten Grade möglich ist, zeigt die chinesische Schrift. Sie ist die einzige reine Wortschrift, die es gibt. Elemente der Wortschrift haben sich in grosser Fülle im Babylonischen (Keilschrift) und im Aegyptischen erhalten, aber hier sind Silben- und Lautzeichen neben sie getreten. Im Chinesischen dagegen ist die Wortschrift eine aus dem Wesen der Sprache mit innerer Notwendigkeit erwachsene Erscheinung. Sie mag nicht allzu lange nach dem Jahre 3000 als eine echte Bilderschrift entstanden sein; nach chinesischer Legende ist sie natürlich die Erfindung eines Kaisers. Hier kann diese Schrift selbst nicht auf ihre Elemente und die Entwickelungsgeschichte ihrer Formen hin erörtert werden; dazu wären reichhaltige Abbildungen nötig. Aber der organische Zusammenhang mit der Sprache lässt sich auch ohne Beispiele im Prinzip erläutern.

Allgemein bekannt ist, dass die chinesische Sprache nur einsilbige Worte besitzt, dass ihr jede Flexion fehlt, dass dafur jedes Wort je nach seiner Stellung im Satz als Nomen, Adjektiv, Verbum, Adverb, als Subjekt, Objekt u. s. w. fungieren kann. Es ist aber ein noch heute nicht ganz geschwundener, wiewohl durch W. Grube längst widerlegter Irrtum,[12]) dass mit dieser Einsilbigkeit und Formlosigkeit das Chinesische gewissermassen die Urform menschlicher Rede überhaupt gewahrt habe. Das Gegenteil ist richtig. Sprachen

[12]) Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen. Leipzig, 1881. Wichtig ist für diese Frage: A. Conrady, Eine indochinesische Causativ-Denominativbildung und ihr Zusammenhang mit den Tonakzenten., Leipzig, 1896.

primitiver Völker zeichnen sich oft durch einen unermesslichen Formenreichtum aus. Das Chinesische ist aber die Sprache, die das längste kontinuierliche Leben hat, das wir in der Sprachgeschichte kennen. Sie zeigt nicht ursprüngliche Art, sondern hat gewissermassen ihre Wortkörper bis auf einen letzten Rest abgeschliffen. Dieser Verschleifungsprozess lässt sich z. B. an den Auslauten noch in der historischen Sprache verfolgen. Das Ergebnis dieses Prozesses ist das Zusammenfallen zahlreicher Begriffe in eine Lautgruppe, oder umgekehrt: gleichlautende Worte haben sehr verschiedene Bedeutungen. Aber in den gleichlautenden Worten sind zahlreiche Wortgebilde zusammengefallen, die ursprünglich einen ganz verschiedenen Lautbestand hatten. Diese ursprüngliche Lautdifferenz hat aber nicht spurlos verschwinden können; ihre Wirkung liegt teilweise in den bekannten musikalisch abgestuften Tönen, die jedem chinesischen Worte inhaerieren, unlösbar zu seinem ursprünglichen Bestande gehören. Dadurch erst werden die Bedeutungen gleichlautender Worte näher bestimmt. Aber der lautliche Zusammenbruch ist im Chinesischen so gross, dass Worte, die gleiche Laute und gleiche Töne haben, dennoch oft 6—10 und mehr grundverschiedene Bedeutungen besitzen.

Es ist klar, dass eine Lautschrift für eine derartige Sprache ganz unzulänglich ist. Auch wenn man die Töne bezeichnet, wie es chinesische und europäische Grammatiker (bei der Transskription) machen, so wäre damit die Vieldeutigkeit noch keineswegs beseitigt. Wenn dagegen für jedes Wort ein reines Bedeutungszeichen eintritt, das von Laut- und Tonform unabhängig ist, so ist die Schrift an sich völlig unmissverständlich. Ihre Schwierigkeit liegt dann nur in der grossen Fülle der Zeichen. Die chinesischen Lexikographen haben etwa 50 000 Schriftzeichen gesammelt. Darunter aber sind viele Varianten, veraltete oder ganz seltene Zeichen. Von einem chinesischen Gelehrten ersten Grades wird amtlich die Kenntnis von 9000 Zeichen gefordert, mit der Kenntnis von 1500—3000 Zeichen kann man die Literatur lesen; im praktischen Leben des einfachsten Mannes mögen 150—200 Zeichen genügen, immerhin eine sehr ansehnliche Leistung. Das Prinzip dieser Schrift ist nur aus dem Charakter der Sprache zu verstehen; die Schrift ist durch die Sprache so bedingt, dass sie die — in anderen Gebieten erreichte — Vereinfachung zu einer Silben- oder gar Lautschrift nicht hat erreichen können. Aber in ihren kombinierten Zeichen hat sie eine Klarheit und Durchsichtigkeit — annähernd eine lautliche Lesbarkeit — gewonnen, die diese Schrift in ihrer Weise zu einer der höchsten Leistungen des menschlichen Geistes macht.

Durch die fortschreitende Analyse des Sprachbestandes wird als nächstes Element der Rede die Silbe erkannt. Ihre Wiedergabe durch eine Silbenschrift bedeutet insofern eine Vereinfachung, als in jeder Sprache die rechnungsmässig möglichen Kombinationen der Laute zu Silben durch Lautgesetze sehr beschränkt werden. Die Erkenntnis der Silbe als eines Sonderteils im Worte ist höchst wahrscheinlich der hervorhebenden und abstufenden Kraft des Akzentes zu danken. Die Stufe der Silbenschrift ist in bedeutendster Weise an zwei Stellen erreicht, in Aegypten und Babylonien, wo indes noch zahlreiche Bestandteile der Wortschrift in zahlreichen Elementen des Schriftsystems weitergeführt werden, während andrerseits auch schon die Anfänge der Lautbezeichnung, besonders im ägyptischen Alphabet, gewonnen werden. Wir finden bereits in den Anfängen der babylonischen und ägyptischen Kultur völlig ausgebildete Schriftsysteme; und nur das Ueberwiegen reiner Wortschrift auf den ältesten Denkmälern mag auf eine vorhistorische Stufe hinweisen. Auf eine weitere Analyse dieser zeichenreichen Systeme muss ich hier verzichten. Nur eines sei bemerkt: das ägyptische System ist sicher eine Schöpfung der Aegypter, das erweist seine zweckmässige Anpassung an den Sprachbau. Soweit es übrigens Laute und Silben ausdrückt, berücksichtigt es nur den Konsonantenbestand der Sprache, wodurch die Uebertragung von dinglichen Bildern auf Begriffe, die durch dieselben Konsonanten bezeichnet werden, sehr erleichtert wird. Das Bild der Taube (z. B. ist ursprünglich wr = Taube, sodann das Adjektiv wr = gross, und drittens vertritt es die Silbe wr in beliebigen Worten. Anders liegt es mit der babylonischen Keilschrift, in der uns zunächst die Literatur eines semitischen Volkes in einer semitischen Sprache (Assyrisch) entgegentrat. Auch hier stehen alte Wortzeichen neben der Hauptmasse der Silbenzeichen und geringen Ansätzen zur Lautbezeichnung. Aber diese Schrift passt wenig zum Bau einer semitischen Sprache; ihre Anwendung auf den semitischen Formbau ist mit allerlei Schwierigkeiten und grossen Umständlichkeiten verknüpft. Die Polyphonie der Zeichen mag damit zusammenhängen. Die literarischen Denkmäler — besonders die religiösen Texte — zeigen, dass die in das babylonische Tiefland eindringenden semitischen Eroberer hier bereits eine uralte Kultur vorfanden, der sie in Religion, Recht, Staatsordnung vieles entnahmen, in der auch die Keilschrift ihren Ursprung hat. Wir nennen dieses Kulturvolk heute Sumerer. Seine Sprache ist durch zahlreiche Texte ziemlich bekannt, ist für uns lesbar und verständlich, aber die ethnographische Stellung des Volkes ist noch

ganz dunkel. Man wird sprachlich an die türkisch-finnischen Völker erinnert, eher noch könnte man an indochinesische Herkunft denken.

Das letzte für die Analyse des Sprachbestandes überhaupt erreichbare Element ist der einzelne L a u t. Wir sind durch u n s e r e Schrift gewöhnlich in einem tiefen Irrtum befangen über die Fülle der Laute, die in einer Sprache vorhanden sind. Die Phonetik erst hat die unermessliche Lautfülle der Sprache wieder aufgedeckt. Der Irrtum, der bei uns vielfach erst aus der Lautschrift stammt, hat diese zugleich geschaffen. Man hat durchaus nicht nach vollkommener Wiedergabe aller lautlichen Gebilde streben können, sondern hat ganze Gruppen nahe verwandter Laute in einem Zeichen zusammengefasst. Die Konsonanten sind dabei leichter erfassbar und darstellbar; sie — besonders alle Explosivlaute — umfassen nicht so viele Lautvarianten wie der einzelne Vokal. So sind etwa mit a im Deutschen sehr vielfache Laute bezeichnet, während ein t, m, p im ganzen denselben Laut bezeichnen. Daraus erklärt sich, dass die Lautschrift von der K o n s o n a n t e n b e z e i c h n u n g ausgeht.

Soweit die Aegypter zur Lautbezeichnung gelangt sind, haben sie nur für die Konsonanten Zeichen geschaffen. Eine Schrift, die nur aus Lautzeichen besteht und einer Lautschrift wenigstens nahekommt, finden wir erst bei den Semiten. Allerdings gibt auch diese nur die Konsonanten der Worte wieder. Wie man vielfach annimmt, hängt das mit dem Charakter der semitischen Sprachen zusammen, in denen die B e d e u t u n g des Wortes an den Konsonanten haftet, während die Vokale in fein durchgebildetem Wechsel zum Ausdruck grammatischer Beziehungen dienen. Sofern hier eine Analyse der Sprache in Laute vollzogen ist, könnte man darin vielleicht eine hervorragende Leistung des für Detailbeobachtung, Zergliederung und Dialektik ausgezeichnet beanlagten semitischen Geistes sehen. Er hat aus der Sprache 22 Konsonanten einschliesslich der konsonantischen Vokale u und i herausgelöst und mit so bescheidenen Mitteln auch noch die Vokalisation — zumal im Auslaut — anzudeuten vermocht. Die ältesten Denkmäler in dieser Schrift gehen bis ins 10. Jahrhundert zurück (Cypern), das berühmteste ist die 1868 entdeckte grosse Siegesinschrift des Königs Mesa von Moab (bald nach 900; jetzt in Paris). Aeltere primitive Vorstufen dieser hoch entwickelten Schrift finden wir b e i d e n S e m i t e n nicht. Dadurch ist gerade die Entstehung der semitischen Buchstabenschrift eines der schwierigsten Probleme, das die verschiedensten Hypothesen hervorgerufen hat.

Eine so vollendete Schrift kann nicht einen Anfang bilden; sie

kann also, auch wenn sie im Zusammenhange mit dem semitischen Sprachbau entstanden ist, aus diesem nicht auf einmal abgeleitet worden sein. In der Tat hat man auch stets in anderen Schriftsystemen die Vorbilder der semitischen Schrift gesucht.[13] Den Ausgangspunkt bilden die ältesten Gestalten und die Namen der Buchstaben. Zwischen ihnen besteht wenigstens in mehreren für uns noch erkennbaren Fällen ein Zusammenhang, indem die Form des Zeichens die Abbildung eines Gegenstandes ist, dessen Bezeichnung mit dem dargestellten Laute beginnt. Wir finden das gleiche Prinzip — das akrophonetische — nur in der ägyptischen Schrift, wo es in ganz klarer Weise zur Bildung der Konsonantenzeichen dient. Allerdings ist es nicht möglich, die semitischen Zeichen als solche auf ägyptische Vorbilder zurückzuführen; aber das Prinzip könnte in der Bildung der semitischen Zeichen mitgewirkt haben. Der Einfluss der Keilschrift, den Fr. Delitzsch aufs neue zu erweisen gesucht hat, ist vielleicht insofern möglich, als das Streben nach sehr abgekürzter geradliniger graphischer Darstellung der Gegenstände zu erkennen ist. Noch komplizierter wurde die Frage nach der Herkunft des semitischen Alphabetes, als 1894 A. I.' Evans besonders in dem mykenischen Palast zu Knossos auf Kreta auf zahlreichen Tafeln eine hieroglyphenartige Schrift fand, die sich als die Schrift eines mykenischen Kulturgebietes erwies. Mancherlei äussere Aehnlichkeiten führten zu der Vermutung, hier sei das Vorbild der semitischen Schrift zu suchen, das vielleicht durch die Philister nach Kanaan gebracht und hier umgebildet worden sei.[14] Dagegen spricht ein chronologisches Bedenken: um 1000 ist die semitische Schrift voll ausgebildet, sie soll aber erst um 1100 eingeführt sein. In so kurzer Zeit ist die Umbildung zu einer neuen Schrift und ihre weitere Verbreitung ausgeschlossen.

Inzwischen ist eine neue Vermutung über die Herkunft der semitischen Schrift in bedeutender und wie mir scheint überzeugender Weise dargelegt worden. Fr. Praetorius hat mit vollem Recht betont, dass das semitische Zeichen nicht nur den Konsonanten darstellt, sondern den Konsonanten mit einem folgenden Vokal. Und zwar kann jeder beliebige Vokal folgen. Auch ohne folgenden Vokal kann das Zeichen stehen. Die semitische Schrift ist also in Wahrheit — ähnlich wie die Schrift des Sanskrit — eine Silbenschrift. In einer Silbenschrift wird man also den Ursprung suchen müssen. Und dafür bietet sich durch den engen Zusammenhang mit Kleinasien

[13]) Zur Entstehung der semitischen Schrift vergl. die zusammenfassende Darstellung von Lidzbarski, Handbuch der nordsemitischen Epigraphik. Weimar, 1898. Seite 171—197.

[14]) Fries, Zeitschrift des deutschen Palästinavereins, Band 22, Seite 118 ff.

eine Schrift, deren ältere Formen wir zwar nicht haben, deren jüngere Stufe uns aber in den griechischen Inschriften von Kypros vorliegt. Die kyprische Schrift hat indes für jeden Konsonanten fünf Zeichen, je nach dem folgenden Vokal. Die Semiten haben durch Auswahl eines Zeichens für alle Verbindungen eine grosse Vereinfachung geschaffen.[15] Ist die semitische Schrift ursprünglich als Silbenschrift gedacht und entstanden, so erreicht sie doch eines: mit jedem Zeichen verbindet sich immer der Konsonant als invariabler Lautwert. Insofern darf man sie als den ersten Ansatz zu einer Lautschrift bezeichnen.

Die Konsonantenschrift ist also nur annähernd eine Lautschrift und auch nur eine beschränkte Darstellung des Lautbestandes. Eine relativ vollkommene Lautschrift, die den ganzen Lautbestand der Sprache darstellt, entstand erst, als die Griechen auch für die Vokale feste Zeichen einsetzten. Aber auch damit ist noch nicht die letzte Aufgabe gelöst. In der gesprochenen Rede erfährt derselbe Laut durch die Nachbarschaft anderer Laute vor allem unter dem Einfluss des Satzakzentes mannigfache Wandlungen. Unsere Schreibung gibt eigentlich nur das isoliert stehende Wort wieder, berücksichtigt aber nicht die Wandlungen, die den einzelnen Laut vielfach im Satze treffen. Mit den Mitteln der Lautschrift den Lautbestand des in lebendiger Rede gesprochenen Satzes wiederzugeben, das hat nur ein Schriftsystem erreicht, die indische Schrift des Sanskrit. Sie hat es vermocht, weil hier die Sprache an sich seit sehr alter Zeit Gegenstand sorgfältiger Beobachtung und grammatischer Forschung geworden ist.

Mitteilungen.

Literatur.

Isabelle, Freifrau von Ungern-Sternberg. — Goethes Stellung zur Handschriftendeutung. (In: „Stunden mit Goethe". Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. III. Band. 1. Heft. 1906. S. 47—53.)

In den letzten Bänden der „Graphologischen Monatshefte" wurden verschiedene Aeusserungen Goethes über Handschriftendeutung und dergl. mitgeteilt. Der vorliegende Aufsatz bietet eine Zusammenstellung der wichtigsten Stellen. Zitiert werden — leider mit einigen Ungenauigkeiten in den Datierungen und im Text — der bekannte Brief an Preusker vom 3. April 1820, verschiedene Aeusserungen aus den Gesprächen mit Eckermann, die markantesten Stellen aus den Annalen und einige Mitteilungen Eduard von Simsons und der Frau Christine Reinhard.

[15]) Praetorius, Ueber den Ursprung des kanaanäischen Alphabets. Berlin, 1906. Vielleicht ist der richtige Zusammenhang der Dinge noch den Griechen halb bewusst gewesen. Was Diodorus Siculus (V, 74) sagt, trifft auffallend mit den neuesten Erkenntnissen zusammen.

Goethes Bevorzugung der Kalligraphie vor der eigenen zwanglosen Handschrift, wie sich z. B. aus Eckermanns Aufzeichnungen vom 1. April 1831 ergibt (vergl. „Graphologische Monatshefte" 1901, S. 62), wird wenigstens bezüglich dieses Falles erklärt aus „einem durchaus richtigen Stilgefühle. Um nicht aus der überflüssig prächtigen und farbenreichen gothischen Umrahmung herauszufallen, hätte sich eine mit Gold, Rot, Blau erhöhte Druckschrift gehört, wie sie die kunstfertigen Mönche des Mittelalters ihren in den Text eingeschalteten bildlichen Darstellungen zu gesellen pflegten: „illuminieren" war diese Vereinigung der Mal- und Schreibkunst geheissen. Die Goethesche Eigenschrift als ein Wesentliches hervorzuheben, dazu hätte sich eine schlichte, schwarzweiss gehaltene Linieneinfassung weit besser geschickt."

Eckermann hatte damals Goethe auch geraten, nicht mit lateinischen, sondern mit deutschen Lettern zu schreiben und zwar, weil seine Hand darin sehr eigentümlichen Charakter habe und es auch besser zur gothischen Umgebung passe. Die Verfasserin des vorliegenden Aufsatzes findet diese Bemerkung Eckermanns mit Recht durchaus zutreffend und führt unter Anknüpfung hieran folgendes aus: „Sie (die Eckermannsche Bemerkung) gehört mit zum Kapitel von den nationalen, d. h. aus der Eigenart eines Volkes hervorgegangen Handschriften, darin sich dessen Eigentümlichkeiten und in fortschreitender Differenzierung auch das Charakteristische am Individuum augenfällig ausprägt. Die Ecken und Kanten der Fraktur entsprechen eben heute noch dem deutschen Wesen, dessen Schroffheit und Ungeschliffenheit so häufig nur durch Falschheit geschmeidig erscheint. Die gerundeten Formen der Antiqua ergeben das entsprechende Gegenstück für die gefällige, auf uralter Kultur fussende Umgangsform des Romanen wie fur seinen Formensinn überhaupt. Form geht vor Gehalt, urteilt der Lateiner, indes der Germane umgekehrt empfindet und nur durch strenge Selbstzucht imstande ist, sich Mass und Form zu eigen zu machen. Ist es doch für Bismarck, dies Urbild teutonischer Kraft, höchst bezeichnend, dass er selbst seine Unterschrift mit deutschen Lettern schrieb. Die Fraktur herrscht unbestritten auch in Frankreich, solange die frankische Rauheit, ein germanisches Element, im Mischvolke der Franzosen überwiegt. Erst die höfische Kultur der Renaissance unter Franz I., mit den Künstlern zugleich aus Italien überkommen, sänftigt die Sitten und lässt nach und nach auch die Form der Antiqua dem gewandelten Wesen adäquat erscheinen. Charakterologisch wichtig und bezeichnend für die Entwicklung Goethes in aufsteigender Linie dünkt es mich, dass er sich in der Jugend und bei der ersten Niederschrift seiner Werke, die aus dem Born natürlicher Empfindung hervorsprudeln, ausschliesslich der deutschen Schrift bedient."

Der vorliegende Aufsatz will ersichtlich nur einige besonders bezeichnende Stellen über Goethes Verhältnis zur Handschriftendeutung wiedergeben, und so ist es begreiflich, dasss manche zweifellos nicht minder interessante Bemerkung Goethes, wie aus den „Wahlverwandtschaften" und den „Tagebüchern" unerwähnt blieben; wir möchten sogar vermuten, dass die Verfasserin absichtlich der Goethegemeinde nur einiges von dem berichtete, was in der graphologischen Literatur bereits veröffentlicht wurde. B

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München. — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Die Weiterbildung der Buchstabenschrift im Zusammenhang mit den allgemeinen Kulturbeziehungen.

Von Dr. R. Stübe.

Seitdem in Aegypten und Westasien die Entwickelung zur Buchstabenschrift geführt hat, tritt keine prinzipielle Neuerung mehr ein. Die Griechen haben die semitische Konsonantenschrift übernommen und sich das Verdienst erworben, auch für den Vokalbestand der Sprache Zeichen festzusetzen, die gleichwertig neben den Konsonanten stehen.

Die weitere Ausbildung aller Schriftformen der Erde beruht nicht mehr auf selbständigen Schöpfungen, sondern auf Entlehnung und Umbildung der Formen, deren älteste Wurzel für uns in der semitischen Konsonantenschrift liegt.

Aber auch die semitische Schrift tritt uns in zwei sehr verschiedenen Gestalten entgegen. Die nördliche liegt vor in phoenikischen Inschriften (seit dem 10. Jahrhundert), auf der historischen Inschrift des Königs Mesa von Moab (um 860), auf einer althebräischen Inschrift (um 720), auf den altaramaischen Inschriften, die in Sendschirli (um 780) gefunden worden sind, und auf zahlreichen kleinen Denkmälern aus verschiedenen Gebieten. Wir dürfen also annehmen, dass — sicher seit dem 10. Jahrhundert — die nordsemitischen Völker eine gemeinsame Schrift besassen. Ihr steht die merkwürdige Schrift der südarabischen Denkmäler gegenüber, deren genaue Fortsetzung die aethiopische Schrift ist. Anzugliedern sind vielleicht Schriftformen bei den Berbervölkern Nordafrikas, die aus einer libysch-phoenikischen Inschrift aus Tucca in Numidien bekannt sind; später wurden sie von der arabischen Schrift verdrängt.[1])

---

[1]) Libysch-berberische Inschriften finden sich auf den Kreidefelsen in Süd-Oran, den sog. „Hadschrat-mektubat“, die Flamand in seinem Buche „Hadschrat mektoubat ou les pierres écrites, premières manifestations artistiques dans le Nord Africain“, Lyon 1903, mitgeteilt hat. Doch hat der Verfasser diese Denkmäler noch nicht selbst zu Gesichte bekommen.

In welchem Verhältnis die beiden semitischen Schriftformen zu einander stehen, ist noch vielfach dunkel. Es scheint indes, als sei die nordsemitische Schrift relativ älter; vielleicht ist sie die Stammform der südsemitischen. Jedenfalls weisen die weit ausgebildeten Formen und die Sicherheit des orthographischen Systems auf einen Ursprung dieser Schrift, der weit vor den erhaltenen ältesten Denkmälern liegt. Die in Keilschrift geschriebenen Briefe syrischer Fürsten an den ägyptischen König (die Tell el Amarna-Briefe um 1400) sprechen nicht unbedingt gegen das Vorhandensein der semitischen Schrift; denn in ihnen handelt es sich um diplomatische Aktenstücke in der Sprache und Schrift des internationalen politischen Verkehrs, der unter dem babylonischen Kultureinfluss stand.

Man wird aber annehmen dürfen, dass um 1400 die Konsonantenschrift in Syrien noch nicht bekannt oder wenigstens nicht sehr verbreitet war. Ihren Ursprung werden wir weit eher in den verkehrsreichen Küstengebieten Kanaans als bei den Beduinen suchen. Die formale Entwicklung schreitet zwischen 900 und 500 sehr langsam vor, d. h. die Schrift wurde noch selten benutzt. Erst als sie im täglichen Verkehr allgemein angewandt wurde, hat sie sich schnell umgebildet zu vereinfachten und kursiven Formen. Schon die Geschichte der Formen spricht dafür, den Ursprung der Schrift bei den Nordsemiten zu suchen.

Die Schrift der südarabischen Inschriften zeigt zunächst nicht die im praktischen Leben etwa angewandten Formen, sondern ist eine stilisierte Monumentalschrift. Die Araber haben die Schrift musnad, d. h. Stützen- oder Säulenschrift genannt. Schon ihnen sind wohl die architektonischen Formen aufgefallen, zu denen die Zeichen, zumal ihre Ligaturen, ausgebildet sind. Von 29 Zeichen bilden 22 symmetrisch teilbare Figuren; die Schrift ist also von demselben Streben nach Symmetrie beherrscht, das für die semitische darstellende Kunst wie für den Stil der Poesie (Parallelismus) bezeichnend ist. Es ist keineswegs möglich, die nordsemitische Schrift aus der südsemitischen herzuleiten. Wohl aber ist das umgekehrte Verhältnis evident, wenn man begreift, dass freie Formen hier zu monumental wirkenden, ornamentalen und symmetrischen fortgebildet sind.[8])

Während das südarabische Alphabet nur im Aethiopischen seine Fortsetzung findet und dort bis heute (im Amharischen) lebt, ist der nordsemitischen Schrift eine ungemein reiche Entwickelung und Wirkung zuteil geworden. Es hat sich in verschiedenen Gebieten selbständig entwickelt und aus den verschiedenen Gestalten, die sich aus

[8]) Vergl. das einzelne bei Lidzbarski, Ephemeris für semitische Epigraphik, I. Bd. (1902 S. 109—136.

ihm herausbildeten, sind alle anderen Buchstabenschriften der Erde hervorgewachsen. In dieser weiteren Entwicklungsgeschichte der Schrift stellen sich mithin die allgemeinen Kulturbeziehungen dar, die zusammengehörigen Kulturkreise sind vielfach durch einen Schriftbesitz gekennzeichnet, der trotz reicher Gliederung die nahe Verwandtschaft der Formen auf den ersten Blick erkennen lässt.

Die älteste Entlehnung der nordsemitischen Schrift ist durch die Griechen vollzogen worden. Und zwar schliesst sich das griechische Alphabet noch an die älteste Form der nordsemitischen Schrift an. Noch bevor sich diese weiter gebildet und gespalten hatte, ist sie von den Griechen übernommen worden. Das griechische Alphabet erfährt in sich wiederum sehr mannigfache lokale Ausbildungen.[3]) Eine seiner Formen kommt nach Süditalien und wird hier zur sog. „lateinischen" Schrift, aus der wiederum die sog. „deutsche" Schrift umgebildet wurde.

Bekanntlich besassen die Germanen in der Runenschrift ein Alphabet, das als die nationale Schrift der Germanen bezeichnet werden darf. Seine Herkunft aber ist vielfach umstritten worden. Eine freie Neuschöpfung der Germanen ist es nicht: seine Ableitung aus südeuropäischen Vorbildern würde dem allgemeinen Gange der Kulturbeziehungen entsprechen. Schon Kirchhoff hatte im lateinischen Alphabet die Quelle der Runen vermutet, und Wimmer hat in seinem Werke „Die Runenschrift" (1887) nachzuweisen gesucht, dass die Runen bei einem der südlichen germanischen Stämme nach lateinischem Vorbilde geschaffen sind. Die besonderen Formen der Runen aber erklären sich durch Anpassung an die Bedingungen, die das Holz dem Einschneiden stellt.[4]) Indess scheinen die neuesten Forschungen des Schweden von Friesen und des Norwegers Bugge mit ziemlicher Sicherheit ergeben zu haben, dass die Heimat der Runen im Norden des Schwarzen Meeres bei den Gothen zu suchen ist, deren Kultur in griechisch-byzantinischen und weströmischen Vorbildern wurzelte. Um 200 n. Chr. sind hier nach griechischen und lateinischen Mustern die 24 Runen entstanden.

Die Kelten besassen in den letzten Jahrhunderten vor Christi eine Schrift. Die beiden einzigen bisher bekannten keltischen Inschriften aus Italien sind in einem etruskischen Alphabet geschrieben. Die Etrusker waren das eigentliche Kulturvolk Italiens. Für die Kelten in Gallien ist durch Cäsar (Bell. Gall. I, 29. VI, 14) bezeugt,

[3]) Grundlegend ist das Werk von Ad. Kirchhoff, Studien zur Geschichte des griechischen Alphabetes IV. Auflage. 1887. W. Larfeld, griechische Epigraphik, 1892, E. Drerup, Contribution à l'histoire des alphabets grecs locaux. (Musée Belge, Revue de philol. classe. Tome V. 1901.)

[4]) Sievers, Grundriss der germanischen Philologie II. Aufl. Bd. I. S. 257 ff.

dass sie sich der griechischen Schrift bedienten. Das wird durch Inschriften aus dem südlichen Gallien bestätigt.[5]) Ueberhaupt stand Südgallien stark unter griechischem Einfluss, der von Massilia ausging.

Eine direkte Uebertragung der griechischen Schrift ist im 4. Jahrhundert durch den westgothischen Bischof Ulfila zum Zwecke seiner gothischen Bibelübersetzung erfolgt. — Im 10. Jahrhundert wird das griechische Alphabet für den altslawischen Dialekt benutzt, in den die Slawenmissionare Kyrill und Methodius die Bibel übertrugen; das ist die Urform der heutigen russischen, serbischen und bulgarischen Schrift. Eine entlegenere Abzweigung der griechischen Schrift ist diejenige, in der die Literatur der christlich gewordenen Aegypter auf der letzten Stufe der ägyptischen Sprachentwicklung geschrieben ist, die sog. koptische Schrift. Sie stellt sich als eine blosse Stilisierung der grichischen Schrift dar, die um wenige dem Demotischen entlehnte Zeichen vermehrt wurde. Vielleicht ist endlich auf griechische Vorbilder auch die armenische Schrift, wie sie Mesrop um 412 n. Chr. gestaltete, zurückzuführen. Aus ihr sind wiederum das Georgische und andere, sonst verschollene Schriftformen kaukasischer Völker abzuleiten, von denen sich eine Spur in einer Münchener Handschrift gefunden hat.[6]) So zeigt sich auch im Schriftbesitz die innere Einheit des europäischen Kulturkreises: dort, wo die Wurzeln europäischer Bildung und Gesittung überhaupt liegen, im Griechentum, da finden wir auch den Ursprung sämtlicher europäischer Schriftformen.

Und ebenso lassen sich andere Kulturkreise zusammenfassen an der Hand der Schriftgeschichte. Wie sich nach Westen hin die nordsemitische Schrift in der griechischen fortbildet, so greift sie auch nach Osten. Aus aramäischen Formen der semitischen Schrift ist, wie vor allem G. Bühler nachgewiesen hat, das Schriftsystem Indiens

[5]) Revue Celtique V. S. 120. Windisch in Gröbers Grundriss der romanischen Philologie, II. Aufl. I. 380.

6) Der Ursprung der armenischen Schrift ist viel umstritten. Die ältesten armenischen Schriftsteller, die Historiker Koriun, Lazar von Pharp und Moses von Khorene, bezeugen eine ältere Schrift, die nach dem syrischen Bischof Daniel benannt wird. Mesrop fand dieses aus 22 Zeichen bestehende Alphabet zur Darstellung der Sprache unzureichend und erweiterte es durch 7 Konsonanten und vor allem durch 7 Vokale. Das sog. Danielsche Alphabet ist uns unbekannt; wahrscheinlich war es syrischer Herkunft. Die syrische Form indess, die dem armenischen Alphabe zugrunde liegt, ist noch nicht erkannt, weil die Schrift Mesrops durch den Einfluss griechischer Muster völlig umgestaltet wurde. — Lagarde hat das armenische Alphabet auf griechisch-koptische Vorlagen zurückführen wollen. (Fr. Müller, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. II. 245; IV., 284 ff. VIII., 155 ff. Gardthausen, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellsch. Bd. 30, 74—80. Die armenischen Gelehrten N. Tagawarean und Is. Haruthjunean haben wertvolle Arbeiten in neuarmenischer Sprache geliefert. Ein anderes kaukasisches Alphabet, vielleicht das der Albaner, hat N. Karamianz veröffentlicht: Zeitschr. der deutschen morgenländ. Gesellschaft Bd. 40, S. 315—319. Für das Georgische sind noch weitere Forschungen von A. Dirr abzuwarten. (vergl. Dirr, Theoret.-prakt. Gram der modernen georg. Sprache. S. 5.)

abgeleitet.[7]) Die indische Schriftgeschichte bildet ein besonders schwieriges, noch nicht überall aufgehelltes Gebiet. — Es wird — trotz H a l é v y s Widerspruch — nicht zu bezweifeln sein, dass auch die indische Schrift an die aramäische anknüpft. Aber diese Uebernahme ist zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gebieten erfolgt. Infolgedessen wird die indische Schrift schon in ihren Anfängen durch verschieden gestaltete Vorlagen in mehrere Formen gespalten. Die ältesten Inschriften, die wir aus Indien haben, sind die Inschrift auf einem Reliquiengefäss aus dem Grabe Buddhas (gestorben 477; aufgefunden ist das Grab 1898 von W. C. P o p p é) und die zahlreichen, über ganz Indien verbreiteten Inschriften des Königs Asoka (263—259). Schon in den Inschriften Asokas finden wir zwei Schriftformen je nach dem Gebiete. Die ältesten Formen der indischen Schrift weisen auf die aramäische Schrift zurück, wie sie im 8. Jahrhundert in Mesopotamien vorliegt. Nur literarische Zeugnisse der Inder und Griechen bezeugen den Gebrauch der Schrift für die Zeit vor Asoka. Der alte indische Name dieser Schrift ist B r a h m i. In späterer Zeit ist abermals eine jüngere Form der aramäischen Schrift von Persien her in das nordwestliche Indien (Pendschab) eingedrungen. Die leichte aramäische Schrift war auch im Osten des altpersischen Reiches verbreitet; wir kennen ihre Form von Denkmälern um 500, z. B. auf ägyptischen Papyri. Sie ist auf Edikten Asokas angewandt, die im nordwestlichen Indien stehen. Der indische Name dieser Schrift ist K h a r o s t h i; sie hat in Indien keine weitere Verbreitung gefunden, obwohl sie noch in den ersten Jahrhunderten nach Christo in Gebrauch war. Ihre semitische Herkunft erweist sich auch aus der Richtung von rechts nach links.

Neben der alten inschriftlichen Form der Brahmi-Schrift hat sich eine aus ihr hervorgegangene B u c h s c h r i f t entwickelt, aus der sich sehr mannigfache Formen gebildet haben. Zu ihnen gehört die sog. D e v a n a g a r i, über deren Entstehung wir noch nichts Näheres wissen.

Auch das indische Alphabet hat ebenso wie das griechische eine reiche Gestaltung und Fortbildung erfahren. Vor allem werden indische Schriftformen durch den Buddhismus weit verbreitet Wir begegnen in Süd-, Ost- und Zentralasien indischen Schriftsystemen. Im 3. Jahrhundert n. Chr. treffen wir eines von ihnen in Kambodscha, seit dem 6. Jahrhundert auf Java. Die älteste Kawi-Schrift ist um 840 anzusetzen. Sehr früh ist die Brahmischrift mit dem Buddhismus

[7]) B ü h l e r, Indische Paläographie von ca. 350 a. Chr. — ca. 1300 p. Chr. — Grundriss der indoarischen Philologie, Bd. I Teil 11. Dazu zahlreiche einzelne Abhandlungen. W a c k e r n a g e l, Altindische Grammatik. Bd. I. S. LVI ff.

nach Zentralasien gelangt, wie die zahlreichen Handschriftenfunde in den Ruinenstädten Ostturkestans gezeigt haben.[8]) Indischer Herkunft sind vielleicht die später zu erwähnenden alttürkischen Inschriften am Jenissei. Im 7. Jahrhundert ist aus nordindischen Formen die tibetische und vermutlich die koreanische Schrift entstanden.[9]) Auch die japanische Schrift wird von manchen auf indische Muster zurückgeführt. Südliche Formen verbreiten sich auf Ceylon (Singhalesisch) und bei dravidischen Völkern (Tamil, Telugu, Kanarese) und auf den Sundainseln, in Birma und Siam, wo die indischen Schriften an das Ausbreitungsgebiet der chinesischen Schrift grenzen, die hierher mit der Schrift der Annamiten, Miao-tse und Tanguten ihre Ausläufer sendet. — Ueberall halten die Schriften einen grossen Kulturkreis, den indisch-zentralasiatischen, zusammen, dessen Expansionskraft im Buddhismus lag.

An eine jüngere Stufe der semitischen Schriftentwickelung, die sich bei den Aramäern ausgebildet hat, schliesst sich die mittelpersische und später die arabische Schrift. Die sog. altpersische Schrift, in der die Inschriften der Achaemenidenkönige geschrieben sind, ist freilich eine syllabare Keilschrift, gehört mithin nicht in das semitische System, sondern entstand aus der babylonischen Keilschrift, die auch auf andere Völker und Sprachen übertragen wurde. (Medisch oder „Susisch" und die altarmenischen Inschriften vom Wan-See.) Dagegen ist uns die Literatur der Religion Zarathustras, das Awesta, in einer Schrift überliefert, die aus einer aramäischen Form stammt. Wann diese Form von den Persern übernommen, wann das Awesta in dieser Schrift aufgezeichnet wurde, das ist nicht ganz leicht zu sagen. Wir werden frühestens an die Arsacidenzeit denken müssen. Eine höchst eigentümliche und schwierige Form nahm diese Schrift im mittelpersischen Reiche der Sasaniden an als das sog. „Pehlewi", das den Zusammenhang mit dem Semitischen sehr deutlich zeigt. Derselbe geht hier so weit, dass man sogar das semitische W o r t schreibt, wofür man aber beim Lesen einfach das entsprechende persische Wort zu sprechen hat. Ein Beispiel ist etwa, wenn man für „Vater" das

[8]) S. v o n H e d i n. Durch Asiens Wüsten. Bd. II S. 51. M. A. S t e i n, Preliminary Repert ona Journey of archaeol. and topogr. Exploration in Chinese Turkestan. London 1901. St. fand 4 Manuscripte in Brahmischrift (5—7 Jahrh.) und über 500 Holztafeln in Karosthi-schrift. Zu G r ü n w e d e l s Funden vergl. R. P i s c h e l, Sitzungsber. d. Kgl. Preuss. Ak. d. Wissensch. 1904 und über die Kulturbeziehungen. P i s c h e l, Leben und Lehre des Buddha 1906. S. 18 ff. G r ü n w e d e l, Bericht über die archäolog. Arbeiten in Idikutschari. (Abhandl. der bayr. Akad. d. Wissensch. I. Kl. 24. Bd.). Am 8. Dec. 1906 bringt die „Times" die erste Nachricht über sehr umfangreiche neue Funde S t e i n s in Ost-Turkestan. Neben altindischen und chinesischen Handschriften sind auch Bilinguen gefunden, die hoffentlich die Entzifferung der bisher unbekannten Sprache von Chotan ermöglichen.

[9]) I. S c o t t, Corean manuael or bhrase pook with introduct. grammar. Shanghai 1887. II. Aufl. Seoul 1893. (Einleitung).

semitische Wort (âb), wie es die Semiten sprachen und schrieben, auch mit dieser Schrift wiedergab, aber dafür pers. pitar las. Im 8. Jahrhundert bezeugt der Araber Ibn Mukaffa, dass man Ihma schrieb, d. i. aram. lahma (Brot), wofür man aber persisch nân sprach; oder man schrieb aram. bsra (besra Fleisch) für persisch gôscht.[10] Das Pehlewi ist also nur eine Schrift — keine Mischsprache — die für persische Wörter die semitischen begrifflichen Aequivalente setzt, die aber persisch auszusprechen sind. — In dieser Schrift liegt eine umfangreiche theologische Literatur vor; auch historische Aufzeichnungen in ihr gab es. Als Firdausi daran ging, die Heldensage Persiens in seinem grossen Epos Schah-name darzustellen, las er noch Pehlewi-Bücher. Bis ins 9. nachchristliche Jahrhundert war sie noch bekannt, wo die durch die arabische Schrift verdrängt wurde.

Eine jüngste Form der aramäischen Schrift, die syrische, hat noch eine besondere Kulturbedeutung gewonnen. Das Syrische ist ein ostaramäischer Dialekt, der seinen Mittelpunkt in Edessa hatte. Hier lag zugleich das Zentrum der früh entstandenen syrischen Kirche. Die aus ihr erwachsene sehr umfangreiche Literatur ist bis zum Siege des Islam für viele Gebiete die führende Literatur im westlichen Asien gewesen, von der Araber, Armenier, Perser — auch die Abessinier — vielfach abhängig sind. Zugleich aber hatte die syrische Kirche ein reges inneres Leben und eine starke Expansionskraft. Nestorianische Missionare waren es, die auf den alten zentralasiatischen Handelsstrassen bis in den fernsten Osten Asiens gelangten und hier erfolgreich wirkten. Bereits aus dem Jahre 712 stammt eine in chinesischer und syrischer Sprache abgefasste Inschrift in der Hauptstadt des inneren China, in Si-ngan-fu, die uns hier ein christliches Bistum kennen lehrt.[11] In den nächsten Jahrhunderten finden wir (bis ins 12. Jahrhundert) eine starke Verbreitung der syrischen Kirche in Peking und besonders in der Mongolei und in Turkestan. Grabschriften in syrischer Schrift, aber in türkischen Dialekten, geben Kunde davon.[12] Das eigentliche Kulturvolk Hochasiens sind die Uiguren, ein Türkvolk, in den chinesischen Annalen der Tang-Dynastie Hu genannt. Diese chinesischen Quellen berichten seit dem 6. Jahrhundert von einer Schrift der Hu, die von anderen Türkvölkern auf Grabsteinen an-

[10]) Ueber das Pehlwi vergl. Nöldeke, Aufsätze zur pers. Geschichte. 1887. S. 150—158. — Salemann im Grundriss der iranischen Philologie I, 1. S. 249. — Encyclop. Britanica. 9 ed. vol. 18. pag. 114—116.

[11]) G. Pauthier, L'inscription syro-chinoise de Si-Ngan-Fou, monument nestorien élevée en Chine l'an 781. Paris, 1858. Pauthier, De l'authenticité de l'inscription nestorienne de Si-Ngan-Fou. Paris, 1857.

[12]) D. Chwolson, Syrisch nestorianische Grabinschriften aus Semirjetschie. Petersburg, 1890. (Mem. de l'Acad. Impér. des Sciences de St. Petersburg VII. série, tome 37).

gewandt wurde. Darunter sind höchst wahrscheinlich die runenartigen Zeichen zu verstehen, die sich auf den türkischen Inschriften im Jenissei-Gebiet gefunden haben.

Die Herkunft dieser alttürkischen Schrift ist noch dunkel. Man hat sie mit den nordischen Runen verglichen und sogar in Verbindung bringen wollen. Dagegen ist Vilh. Thomsen, der geniale Entzifferer dieser Inschriften, mit Recht aufgetreten. Er versucht die türkische Schrift vielmehr aus einem aramäischen Alphabet abzuleiten.[13]) Vielleicht darf man aber an indische Herkunft denken. Wie stark der indische Kultureinfluss in Zentralasien war, das haben uns erst die neuesten Funde in Ostturkestan gezeigt. Aber bereits aus dem 8. Jahrhundert stammt eine in der alten Uiguren-Stadt Karakorum (zwischen Orkhon und Dschirmantai) eine chinesisch-uigurische Inschrift, die die sog. uigurische Schrift zeigt.[14]) Diese Schrift aber ergibt sich sofort als eine Fortbildung der syrischen Schrift, die durch die Nestorianer in Ostasien eingeführt worden ist. Hier hat sie sich zu einer selbständigen Türkenschrift entwickelt, die sich schon im 8. Jahrhundert weit nach Osten verbreitet hatte. Diese Schrift wird zuerst in dem chinesischen Reisebericht des Wang-yen-te erwähnt (Ende des 10. Jahrhunderts) und erscheint häufig auf Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts. Im 11. Jahrhundert herrschte sie in Ostturkestan; durch Dschingiskhan wurde sie die offizielle Schrift seiner Reichskanzlei. Die diplomatischen Dokumente des Mongolenfürsten sind von uigurischen Schreibern ausgeführt worden. Bis ins 16. Jahrhundert war sie noch in Gebrauch. Das wichtigste literarische Dokument ist das Kudatku-Bilik des Jusuf Chass-Hadschil,[15]) das 1069—70 verfasst worden ist. Die uigurische Handschrift (Wiener Hofbiliothek) ist von 1439 datiert.

Die Mongolen schrieben unter Dschingiskhan und seinen drei nächsten Nachfolgern nicht mongolisch, sondern uigurisch, wie schon Klapproth aus der Mandschu-Uebersetzung d[illegible] mongolischen Annalen feststellte. Die mongolische Schrift ist [illegible] verschiedenen Versuchen aus der uigurischen künstlic[illegible]t worden, nachdem auch der vergebliche Versuch gema[illegible] uigurische Schrift zu beseitigen und aus der tibetischen [illegible] Mo[illegible]en-schrift zu bilden. Diese Beziehungen bilde[illegible] die merkwürdige Tatsache, dass noch heute d[illegible]

[13]) Thomsen, Inscriptio[illegible]chiffrées. Helsi[illegible]ougrienne. V. S. 44—54. Veröf[illegible] sind die Insch[illegible]kischen Inschriften der Mongolei. [illegible]7. 1899.

[14]) Veröffentlicht von R[illegible] S. LXXXV.

[15]) Der uigurische Text [illegible] Radloff.

Mandschu, die sonst dem chinesischen Kulturkreise und teilweise dem Buddhismus angehören, eine Schrift besitzen, die aus der syrischen abzuleiten ist.

Im Bereiche der semitischen Entwicklung haben wir noch der bekannten arabischen Schrift zu gedenken. Sie ist die letzte Stufe der nordsemitischen Schriftentwickelung und ist aus einer aramäischen Form abgeleitet, wie besonders die älteren Formen zeigen.

Soweit die Araber vor dem Islam überhaupt geschrieben haben, bedienten sie sich der auf aramäischem Boden ausgebildeten Form. Erst mit dem Islam gewinnt das Arabische eine Bücherschrift, und sie wird geradezu das Symbol der islamischen Kulturwelt. Der Grund liegt in der Stellung des Koran, den der Gläubige nur in arabischer Sprache lesen und rezitieren darf. Die Kenntnis der arabischen Schrift war damit Bedingung der gesamten islamischen Bildung. Sie ist daher auch auf Sprachen übertragen worden, für deren Lautbestand und Formbau sie wenig angemessen scheint. Sie ist eben das geistige Einheitsband der islamischen Welt. Ausser dem Arabischen selbst werden mit ihr auch die Sprachen der Völker geschrieben, die den Islam angenommen haben oder mindestens unter dem Einfluss des islamischen Arabertums stehen. So schreiben die Perser, Afghanen, Balutschen, die Hindus, die Türken und ihnen verwandte Völker (Tataren, Turkmenen u. a.), die Malayen, die Suahili ihre Sprachen mit arabischen Zeichen. Man kann an der Verbreitung der arabischen Schrift ohne weiteres den Wirkungskreis der arabischen Kultur abmessen.

Soweit die Menschheit heute im Besitz einer Buchstabenschrift ist, wird sie durch diese in zwei Kulturkreise geschieden, und die Tatsachen der Schriftentwickelung decken sich darin völlig mit der allgemeinen Kulturlage. Die Schrift zeigt uns einen westlichen, europäischen Kreis, dessen Ausgangsgebiet die griechische Kultur ist, die allen europäischen Völkern auch die Schrift geliefert hat. Daneben steht der östliche, asiatisch-afrikanische Kreis der arabisch-islamischen Kultur,, gebunden durch Religion und gemeinsame Schrift, aber erfüllt von ungleich grösseren Differenzen der Rassen, der Nationen, Sprachen, Gesittungs- und Bildungsverhältnisse als die westliche Welt, deren tiefer gegründete und gefestigte Einheit dem Griechentum zu danken ist, dessen lebendige Kräfte bis heute unsere Welt durchfluten. Und doch — soweit die griechische und arabische Welt innerlich geschieden sind, so sind ihre Schriften doch die letzten, weit auseinandergegangenen Gebilde aus der gemeinsamen Wurzel der altsemitischen Schrift. „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen."

Aus dem Altertum aber sind nur d i e Schriftformen stehen geblieben, in denen sich die aus dem Altertum bis heute bestehenden Kulturkreise darstellen, d. h. die indische und chinesische Schrift mit ihren Depedenzen. Im übrigen sind für alle differenzierten Kulturen, die mit scharf geprägten Begriffen und möglichst erleichterten Kombinationen der Kulturmittel arbeiten müssen, die vieldeutigen und schweren Schriftsysteme der Urzeit nicht mehr zweckmässig und wurden deshalb durch die Entwickelung, die Steigerung und Differenzierung zugleich ist, ausgeschieden. Die Schrift der Aegypter, die Keilschrift der Babylonier, die Schrift der Hethiter, der Maya und andere haben in ihrer Richtung gewiss ausserordentliches, vielleicht das erreichbar Höchste innerhalb ihrer Gattung geleistet. Aber ihrem P r i n z i p selbst war eine innere Schranke gesetzt, über die sie nicht hinauskamen. Ihnen gegenüber ist nicht eine Fortbildung, sondern ein prinzipiell neuer Anfang mit der Buchstabenschrift gemacht worden. Sie führt die Analyse des sprachlichen Substrats zum Abschluss und ermöglicht die unendliche Fülle der Kombinationen, die dem sprachlichen Leben zu entsprechen vermag. Nur e i n Rudiment primitiver Art ist im chinesischen Wesen stehen geblieben, hier freilich in geradezu grossartiger Weise. Die Chinesen sind als ein primitives Volk mit hoher Kultur bezeichnet worden. Als echter Altertumsstaat in Verfassung, Recht, Religion und Sitte ragt China in unsere Gegenwart; und eigentlich ist auch die chinesische Schrift die einzig altertümliche Schrift, in der die altertümliche Einheit von Vorstellung, Lautform und Symbol noch bewahrt blieb.

Vom Verstehen.

Von Dr. Hugo Eick.

(Schluss)

Indem wir nun in den ruhigeren Ton unserer Ueberlegungen zurückgleiten, wenden wir uns der eigentlichen Aufgabe zu, die im wesentlichen nur darin bestehen kann, zu zeigen, wie störende und hindernde Elemente aus dem Prozess des Verstehens auszuschalten sind. Es handelt sich negativ betrachtet beim Verstehen darum, die eingangs angedeuteten Normen zu eliminieren. Suchen wir nach Gesichtspunkten zur Einteilung dieser Normen, so stellt sich uns als der allgemeinste und nächste derjenige dar, welcher gegeben ist durch die Fixierung unseres Wesens als einer körperlich umgrenzten Person, die das Ander-Seelische nur durch das Medium der Sinne zu erfassen vermag.

1. Die psychozentrische Norm.

Das Bild, welches jeder Mensch von sich hat, fällt durchaus nicht zusammen mit dem optischen Bild, das ihm Photographie und Spiegel zeigen. So wenig er seine eigene Stimme kennt, so sehr tritt bei der Vorstellung von sich das Sinnliche in den Hintergrund: wie er ja auch im Traume (diesem tiefsten Mittel zur seelischen Selbstkontrolle) nur selten sich selbst als deutlich umrissene Figur vor sich sieht. — Vielmehr besteht die Vorstellung der Seele von sich nur in einem spezifischen Eigengefühl. Die Aufmerksamkeit wird schon so sehr von der Selbstbetätigung der Seele absorbiert, dass sie sich nicht einmal der sichtbaren Bewegungen der Hände und Beine bewusst wird. Wenn auch je nach Gewohnheit und Beruf (Maler) der Spiegel uns einen mehr oder minder adaequaten Eindruck von unserem Körper verschafft, so können wir doch nicht einmal unser Spiegelbild mit derselben „Objektivität" ansehen wie etwa einen Mitmenschen oder gar einen Tisch. Man versuche ferner einmal, zu dem Klange des eigenen Namens dieselbe Distanz zu gewinnen wie zu dem eines fremden oder auch nur befreundeten Menschen; man erinnere sich auch des eigenartigen Gefühls, das einen beim Anhören oder Lesen des eigenen Namens befällt.

Bei Begegnung mit einem anderen tritt uns dagegen zunächst dessen äussere Gestalt entgegen mit alle dem, was wir als charakteristisch an ihr empfinden, — und dann erst nähern wir uns seiner Seele: Eindrücke, welche durch ihre Reihenfolge die Wichtigkeit der von sich ausgehenden Eigenbild-Konstruktion geradezu umkehren.

Es ist von fundamentaler Bedeutung, dass bei der allgemeinen Vorstellung, die ich von einem anderen habe, eine ganz andere Form in den Vordergrund tritt als die, welche ich mit meiner eigenen Seele verbinde. Man kann inbezug auf jenes Verhalten des Individuums zur eigenen Seele sagen, dass, wie ich vor mir, von mir aus bin, so jeder andere von sich aus. Jeder Mensch ist gleichsam bei bei sich „zu Hause", ist sich „normal", bejaht sich selbst. Dieses Gefühl innerer „Berechtigung" (das aus dem organischen Zusammenhang aller seelischen Funktionen entstanden sein mag), bestätigt als rechtfertigender Untergrund die Handlungen und Anschauungen des Menschen unbewusster und tiefer als das sog. Selbstbewusstsein Das ganze Fremdartige des anderen wird an Wunderlichkeit und Abnormität in dem Augenblicke verlieren, wo ich hinter ihm dieselbe „Selbstbejahung" erblicke, die ich an mir als selbstverständlich hinnehme. Wenn mir vorher alles, was nicht ich war, unwillkürlich als eine nun einmal vorhandene Abirrung erschien, so werde ich erst jetzt seinem Wesen „gerecht", wo ich den Standpunkt meiner naturgemässen Selbstbilligung auf ihn übertrage: wie überhaupt die Erkenntnis der im Individuellen begründeten Ungerechtigkeit gegen das Aussenstehende eine Verschiebung aller bisherigen Betrachtungsweisen hervorruft.

Was vom Menschen als Ganzem gilt, bezieht sich ebenso auch auf die einzelnen seelischen Zustände. — Jeder Zustand trägt die Normalität seines Daseins in sich. Will ich dem Zustande eines Menschen gerecht werden, so muss ich ihm gewissermassen (wie beim Wettlauf) ein paar Schritte vorgeben. Bei diesem nicht immer gleich erlebbaren und zum Teile künstlich hergestellten Standpunkt kommt uns ein Gefühl zu Hilfe, welches sonst gerade die Erkenntnis zu erschweren scheint: die Liebe zu dem Menschen. Im Zustande der Liebe wird durch die in ihr liegende Sympathie dasselbe geleistet, was beim Verstehen die psychologische Ueberlegung zur prinzipiellen Forderung macht, woraus auch hervorgeht, das Skepsis als Charakteranlage dem Verstehen hinderlicher ist als etwa die Neigung zum überschätzenden Optimismus. —

Als zweite Norm bezeichnen wir die besonders durch den Kampf ums Dasein bedingten Wertungen, welche das Verstehen fremder Eigenschaften erschweren. Diese

2. wertende Norm

entsteht dadurch, dass ich in dem anderen eine Summe von mir nützlichen und schädlichen (bezw. sym- und antipathischen) Eigenschaften sehe. Hier tritt der Gegensatz zwischen der egoistischen Betrachtung und dem die Eigenschaft an sich selbst erfassenden Verstehen scharf zutage. Je nach meinen Bedürfnissen und Anlagen sind mir am anderen Eigenschaften wichtig, die ihm vielleicht weder verdienstvoll noch erstrebenswert oder in meinem Sinne merkwürdig erscheinen. Oft reizt mich etwa an einem anderen gerade das, was mir im innersten Wesen fremd ist, oder ich schätze bei ihm die Erfüllung von Fähigkeiten, die bei mir in der blossen Sehnsucht stecken geblieben sind. Dadurch werden die Umrisse des fremden Bildes subjektiv hervorgehoben oder verwischt. Im allgemeinen wird der im Kampf ums Dasein Stehende alle diejenigen Eigenschaften des anderen antipathisch zu werten geneigt sein, durch welche dieser einen Anspruch zu wecken scheint oder als der Angreifende auftritt (Selbstbewusstsein, Stolz, Ehrgeiz, Eitelkeit); wohingegen er jene Eigenschaften schätzenswert nennt, durch welche der andere sich angleicht oder unterordnet (Bescheidenheit, Demut, Gutherzigkeit, Liebe). Wer mit dem Prinzip des Verstehens an diese Eigenschaften herantritt, wird sie wesentlich anders beurteilen, indem er fragt, welchen Charakter sie in der Seele des anderen von ihm aus betrachtet haben.

Bekanntlich sind einem gewisse Eigenschaften an anderen umso unangenehmer und verurteilenswerter, je mehr man sie bei sich zu fürchten Ursache hat oder in sich bekämpft. Eitle Menschen werden überal. die Spuren der Eitelkeit entdecken; während allenthalben das Gute zu sehen jedenfalls von der eigenen Güte des Urteilen Zeugnis ablegt. Gegen Eitelkeit ist man deshalb so eingenommen, weil sie einen Anspruch zu zeigen scheint, dem das berechtigende Verdienst fehlt. Versetzen wir uns aber in den Zustand des Eitlen, so sehen wir, dass Eitelkeit nichts weiter ist als ästhetische Freude an der Form, der eigenen Form. Jedenfalls liegt im Zustand des Eitlen durchaus nicht jene angreifende Praetention, welche den Betrachter abstösst. Ueberhaupt werden alle „angreifenden“ Eigenschaften insofern falsch verstanden, als man in sie unbewusst eine Art Absichtlichkeit hineininterpretiert. So erkennt man andrerseits z. B. der Bescheidenheit ein Mass gewollter

Verdienstlichkeit zu, während sie vom Standpunkte ihres Besitzers aus sowohl Phlegma wie Unsicherheit oder Trägheit oder Verschlossenheit oder auch Anpassung bei gerade ausserordentlichem Selbstbewusstsein bedeuten könnte.

Die Selbstmassgeblichkeit des sozialen Menschen überträgt die von anderen empfangenen Eindrücke auf diese wie Eigenschaften, die dem anderen angehörten. Man nennt z. B. ein Kind „niedlich", weil es auf uns Erwachsene den Eindruck des Zierlich-Kleinen macht. Für sich aber ist das Kind ebenso ernst wie wir es für uns sind. Wer das Kind verstehen will, muss also die Wertung des Erwachsenen ausschalten. (Man denke an die albern nachahmende Babysprache!) — Man sagt: der Affe ist possierlich, der Vogel (das „Vögelchen!") reizend, der Schwan stolz, die Schlange eklig: Alle diese Eigenschaften existieren nur für das Gefühl des betrachtenden Menschen. Von sich aus weiss der Affe ebensowenig von seiner Wunderlichkeit, wie der Vogel das Verdienst einer bewundenswerten Anmut in Anspruch nimmt, — ein Verdienst, um dessentwillen er gerade von den Menschen geschätzt und — gefangen wird! Die Schlange ist vielleicht froh über ihr eklig schleichendes Aeussere, — ‚wegen dessen manch' erschreckendes Mädchen sie mit dem Gefühl der Berechtigung zertritt!

So selbstverständlich solche Tatsachen jedem erscheinen, so ist doch aus jenen missverstandenen Eigenschaften eine ganze Welt von Werten hervorgegangen, mit denen das soziale Leben wie mit Wirklichkeiten rechnet. Die Hässlichkeit eines Menschen, so wenig sie für sein Eigenbewusstsein in den Vordergrund tritt, wird für sein Verkehrsleben zu einer erschreckend wichtigen Tatsache. Das zum Selbstbewusstsein erwachende Kind bemerkt, dass es für seine Mitmenschen eine Summe von Werten darstellt, die für sein in sich lebendes Seelenbild nicht vorhanden sind.

Wenn inbezug auf den Menschen diese Bewertung immerhin theoretisch noch korrigiert wird (auch kann die Gewohnheit den Reiz solcher Werte abschwächen), so weist man den Tieren (oder gar Pflanzen und Dingen) mit egoistischer Unbekümmernis die subjektivsten Werte zu. Wie viel Tiere sollen nicht hässlich, hübsch, reizend, komisch sein!

Unter der:

3. Norm der psychischen Relativität

verstehen wir die Verschiedenheit des Massstabes bei zwei aneinander gemessenen seelischen Zuständen. Wenn ein Zustand sich im andern spiegelt, so hängt die Art dieser Spiegelung offenbar auch mit ab von

der Beschaffenheit des Spiegels. — Nehmen wir z. B. Zustände von verschiedener Erregungsstärke (der Nüchterne und der Betrunkene, der Ruhige und der Begeisterte), so wird der Ruhige bei Beurteilung des Begeisterten so verfahren, dass er den Aeusserungen der Begeisterung den eigenen unbewegten Gemütszustand unterschiebt, woraus der Eindruck einer seltsamen Wunderlichkeit entstehen muss, während in Wirklichkeit jene Aeusserungen gerade erst aus der Erregungsstärke, aus der sie hervorgegangen, ihre Rechtfertigung und Begründung erfahren. Der Hitzegrad des Seelenzustandes gebiert erst solche Gedanken und Ausdrücke; erst in ihm erscheinen sie lebendig, abgelöst von ihm liegen sie als erkaltete, unverständliche Bruchstücke da. Der Nüchterne versteht den Trunkenen nicht. Wer die Erzeugnisse eines gesteigerten Seelenzustandes verstehen will, muss sich in diesen verwandeln, wenn er den Schlüssel zu jenen finden will.

Bei Zuständen verschiedenen Erregungsgrades ist der ruhigere auch darum „ungerechter", weil ihm sein mehr gefasster Zustand das intellektuelle Bewusstsein der Ueberlegenheit gibt. Daher die gefährliche Täuschung, durch die rationalistische Zeiten sich über Epochen „unklaren" Gefühlsüberschwanges erheben. Daher die unberechtigte Sicherheit, mit der theoretische Naturen auf (wenn einmal verlorene, kaum wiederzugewinnende) Sentiments herabblicken. Nur durch das Erleben des Erregungsgrades kann ein Verstehen erreicht werden. Der Fröhliche kann sich durch blosse Ueberlegung ebensowenig in den Traurigen versetzen, wie der Gesunde den von Zahnschmerzen Geplagten versteht. Der Freude am Unsinn und Albernheit, durch die sich der Glückliche Luft macht, steht der Unglückliche verständnislos gegenüber. Handelt es sich gar um so abnorme Seelenzustände, wie sie etwa das Verständnis fremder Religionen, heidnischer Kulte und Mythologien voraussetzt, so sind, wie oben gesagt, hier der Erlebbarkeit Schranken gezogen durch unsern zeitbestimmten Menschentypus.

Wenn ich einen Zustand (Zeit, Mensch) betrachte, so erscheint mir an ihm das als auffällig und charakteristisch, was von meinem eigenen Zustand abweicht. Was ich bei der Beschreibung eines fremden Zustandes im Auge habe, ist also die Distanz zwischen mir und ihm. Vom Standpunkte jenes Zustandes selbst aus betrachtet, existieren jedoch diese Distanzwerte nicht, — ebensowenig wie umgekehrt unsere Zeit sich in derselben Charakteristik sieht, wie sie von einer zukünftigen Kultur gesehen werden wird.

Stellen wir uns die Zeiten des Rittertums vor, so denken wir

an die von unserer nüchternen Kultur abweichende Farbenpracht: Für das Rittertum selbst aber hatte die ihr gewohnte Farbigkeit zum mindesten nicht den gleichen Wert. Wenn wir in vergangenen Zeiten und ihren Hinterlassenschaften, z. B. in Ruinen eine eigenartige Poesie finden, so erhalten diese Erscheinungen ihren Wert erst durch den verschleiernden Dunst der Ferne, die Sehnsucht des Zurückblickenden — so wie für den Maler die gedämpfte Farbe eines fernen Daches Reize hat, die in der Nähe verschwinden.

Da das Verstehen als einzig richtigen Standpunkt nur denjenigen anerkennt, der durch das Erleben der fremden Erscheinungen erreicht wird, so ergibt sich hieraus eine vom üblichen Charakterisieren völlig verschiedene Art der Messung. Besonders steht die Anwendung des Verstehens auf die Geschichte (als eine Reihe fremder Zustände) noch in den Anfängen:

In dem Hin- und Herschwanken zwischer keuscher „Objektivität" und trotziger „Subjektivität" (die beide aus der Not eine Tugend machen!) liegt die Ahnung, dass die Wahrheit gewonnen wird durch Verwendung beider Betrachtungsarten in einem tieferen Sinne, welcher sowohl den objektiven Tatsachen die ihnen gebührende Anerkennung zollt als auch das subjektive Element als Erlebnis zum Werte eines unentbehrlichen Erklärungsmittels erhebt. Da freilich das subjektive Erleben von den individuellen Anlagen und der seelischen Vielseitigkeit des Forschenden abhängt, so wird die Entdeckung solcher Geschichtswahrheiten nur jenem Kreis von Menschen vergönnt sein, dem analoge Erlebnisse zur Verfügung stehen; sie wird sich nicht zu einer allgemein anwendbaren mechanischen Methode erweitern lassen, also auch nicht auf ihre Wahrheit hin mathematisch kontrollierbar sein. Gleichwohl wird eine Geschichtswissenschaft, die mit dem Verstehen ernst macht, eine ungleich lebensvollere Totenbeschwörung sein als die exakteste Tatsachenverzeichnung.

Angesichts der pietätlosen Popularisierung, mit der heute die heiligsten Vergangenheitsschätze ihren Grüften entrissen werden, ist es sogar eine erlösende Erkenntnis, dass grosse Zeiten und Menschen auf diese Weise nur wieder von grossen Menschen verstanden werden können. Der Hang zum Spezialisieren wird (in einem anderen Sinne als das mikroskopierende Forschertum es heute betreibt) gerade bei einer „verstehenden" Geschichtsbetrachtung fruchtbringend sein, indem man je nach dem Feld seiner Erlebnisse nur ein diesen entsprechendes Geschichtsgebiet auswählt und es mit den Strahlen eigenen Lebens erleuchtet. „Das Altertum, die Renaissance, die Revolution oder Goethe, Hegel, Napoleon: sie treten aus dem Schatten

der Begriffsgespinste in beinahe erschreckende Helle sinnlicher Gegenwärtigkeit."[3])

Wie weitreichend und umwälzend die prinzipielle Bedeutung einer solchen Einzelentdeckung werden kann, sehen wir z. B. in der Erklärung, durch welche Nietzsche das „griechische Problem" ein für allemal der klassischen Starrheit entrissen hat. Vergegenwärtigen wir uns, wie sehr gerade in diesem Falle persönliche Erlebnisse zur Lösung von Geschichtsfragen, ja schon zur Stellung solcher Fragen beigetragen haben, so wird uns gewiss, dass unsere als Grenze scheinbar feststehende Kenntnis der Vergangenheit eben erst beginnt, „fragwürdig" und damit lösungsmöglich zu werden: wie denn das Verstehen da anhebt, wo das Bekannte als Fremdes erscheint und unverrückbare Punkte sich in Fragezeichen wandeln.

Besonders interessant ist die Norm der ästhetischen Relativität. Wenn diese auch eigentlich unter die Norm der allgemeinen psychischen Relativität gehört, so möchten wir sie doch ihrer besonderen Bedeutung wegen für sich betrachten als ein Gebiet, in dem die Probleme des Verstehens ausserordentlich scharf und in extremer Reinheit zum Vorschein kommen.

Dass

4. die ästhetischen Normen

die den Geschmack und die Schönheitsbegriffe des Einzelmenschen bestimmen, „subjektiv" d. h. nicht mit allgemein giltigen Massstäben messbar seien, wird vom Volk mit der Redensart bestätigt: Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten; womit zugleich die Unmassgeblichkeit des eigenen Geschmackes zugegeben scheint. So wenig der Einzelne es sich eingestehen mag, so sehr steht aber dennoch im Hintergrund seiner ästhetischen Urteile die Ueberzeugung von der „Richtigkeit" derselben. Stärker als die „eigentlich" wahre Theorie ist diese von der Selbstschätzung unzertrennliche Praxis.[4])

---

3) Axel, „Der Fall Wagner". Graph. Monatshefte. 1904. S. 86.

4) Wir müssen hier hinzufügen, dass der Typus des sozialen Menschen, welcher uns bei diesen Erörterungen vorschwebt, offenbar nur der des „zivilisierten" ist. Die egoistischen Normen, welche das Verstehen umschränken, sind charakteristische Begleiterscheinungen der Zivilisation; während wahrscheinlich gerade die unzivilisierten Völker jene komplizierte Methode des Verstehens deshalb nicht kennen und nicht nötig haben, weil sie (bei ihrem viel unegoistischeren Verhältnis zur Umwelt) schon in einem intuitiv erfassten und ausgeübten Verständnis leben. (Man denke nur an das Verhältnis primitiver Völker zur Tierwelt, die von ihnen so „ernst" genommen wird, dass sie sogar oft zur Form religiöser Vorstellungen diente!) Wenn wir von „dem Menschen" sprechen, so meinen wir damit eigentlich nur den Menschen der zivilisierten Welt (der in seiner bezeichnendsten Form der Utilitarist der modernen Zeit ist). Das Verstehen ist so wenig ein Ergebnis der Zivilisation, dass es vielmehr ein Sich-Zurückbesinnen auf ausserzivilisatorische Seelenverfassungen ist; ja in gewissem Sinne sogar die Tendenz der zivilisierten Seele bekämpft. Man stelle sich nur die konseqoente Durchführung unseres Verstehens vor, um zu ahnen, wie durch das Verstehen zahllose Werte und Urteile des zivilisierten Lebens verschwinden müssten, — wie der „Egoismus" des sozialen Lebens auf diesem Wege geradezu ins Herz getroffen würde.

Der Beurteilung eines fremden Geschmackes liegt die Vorstellung zu Grunde: Wenn ich mit meiner Natur und meiner Art Schönheitsgefühl jenes Bild gemalt, jene Kleidung schön gefunden hätte, so wäre das ein unnatürlicher Widerspruch, etwas „Falsches". Indem ich einen an mir vorgestellten Widerspruch widerlege, glaube ich die fremde Erscheinung zu widerlegen.

Es handelt sich aber nicht nur um die Verneinung des fremden Geschmackes, sondern mehr noch um die Verschiebung der Schönheitswerte: Das Werk, welches ein anderer als Ausdruck seiner Aesthetik schafft, erscheint auch mir „schön", aber in einem ganz anderen Sinne, von einem anderen Gesichtspunkte aus. Indem ich den Eindruck, den ich von einem Werk empfange, identifiziere mit dem vom Künstler gewollten Ausdruck, verwandle ich die Kunstgeschichte aus einer Reihe künstlerischer Werte in eine solche subjektiver Eindrücke.

Wenn ich z. B. in der ägyptischen Kunst eine hieratische Steifheit, in der indischen eine tropische Ueberfülle, in der japanischen eine subtile Aristokratie, im Barock eine verschwenderische Formüberladung als charakteristisch empfinde, so sind das Wertungen, die von der Voraussetzung eines konstanten Menschentypus (des Typus meiner Zeit) ausgehen und die Werke nach den von diesem abweichenden Eindrücken charakterisieren, wodurch denn die Kunstgeschichte als eine Art mehr oder weniger wunderbaren und wunderlichen Karnevals erscheint.

Das Verstehen fremden Geschmackes gründet sich nun zunächst auf die Beobachtung, dass jeder Mensch seiner Kunst mit demselben Ernste und dem gleichen Gefühl der Selbstverständlichkeit gegenüber steht, wie ich das meiner Natur Entsprechende schön finden werde. Wir müssen uns ausdrücklich vor Augen halten, dass der Chinese seine Kunst ebenso schön und völlig „natürlich" findet, wie ich das mir Adäquate. Hieraus folgt, dass ich den spezifischen Schönheitsbegriff eines Menschen, einer Zeit erst dann verstehe, wenn ich — nicht durch Ueberlegung, sondern aus Erlebnis die betreffende Kunst wirklich schön finde: ähnlich, wie ich etwa die Schrift eines Menschen erst dann verstehe, wenn ich sie, wie er, unmittelbar als schön empfinde. — (Wir dürfen übrigens auch eine primitive Kunst als vollkommenen Ausdruck des zeitgemässen Schönheitsideals ansehen, da wir prinzipiell von dem Standpunkt ausgehen, dass die Menschen ihr Werk so machten — nicht, weil sie es nicht anders konnten, sodern weil sie es so wollten.)

Bei der ausserordentlichen Schwierigkeit, die sich einer solchen Wandlungskunst der Geschmackserlebnisse umsomehr in den Weg

stellt, als die Aesthetik eines Menschen in einem Charakter organisch begründet ist, handelt es sich besonders um die Aus sonderung akzidentieller historischer Elemente, die dem Betrachter zwar auffallen, für die Zeit selbst aber selbstverständlich waren. Hier kann uns die Gewohnheit zu Hilfe kommen:

Wenn wir uns lange und eingehend mit einer Zeit beschäftigen und uns dabei gegen andere Eindrücke möglichst abschliessen, so verliert diese Zeit für uns allmählich an Wunderlichkeit und Fremdartigkeit; wir fühlen uns in ihr zu Hause, ähnlich wie wir das Zimmer eines Freundes erst nach langer Zeit mit seinen Augen als den ihm vertrauten Raum ansehen lernen.

Wir erinnern hier auch an die Tatsache, dass uns vergangene Moden ebenso wunderlich und unverständlich erscheinen, wie andrerseits die gegenwärtige als Ausdruck des eigentlich naturgemässen Geschmacks. Gerade gegen die eben vorhergehende Mode sind wir am ungerechtesten, da sie uns als ein überwundener Geschmack, als eine gleichsam unreife Stufe unserer eigenen Entwicklung entgegentritt. Ungern und fast mit Beschämung denken wir an die vergangene Zeit knabenhafter Verworrenheit und Unsicherheit zurück, zumal vom Standpunkt des „gefestigten" Charakters. Vergegenwärtigen wir uns aber, dass eine zukünftige Mode unsere jetzige ebenso wunderlich finden wird wie wir die vergangene, — dass wir von einer späteren Entwicklungsstufe herab die gegenwärtige vielleicht auch belächeln werden, so lernen wir jene fremden Zustände verstehen, indem wir uns in sie wie in gewohnte Verhältnisse versetzen, und zwar eben vermittelst der — Gewohnheit.

Die persönlichen Erlebnisse meiner Entwicklung, durch die sich mir das Verständnis für fremde Geschmacksarten eröffnet, sind gleichsam Gucklöcher, durch die ich die Aussicht auf ganze historische Kunstwelten gewinne. In dem Moment, wo das Linienspiel einer fremden Kunst mir gleichbedeutend ist mit dem Ausdruck eigenen Schönheitsideals (— eine jäh auftauchende und vielleicht plötzlich verschwindende Offenbarung! —) erglüht das sonst nur als Kenntnis Hingenommene im Pulsschlag des Lebens.

Zugleich ist klar, dass jedes Kunstwerk (jede Kunstepoche) vollkommen ist, sofern der Autor (die Zeit) in ihm (ihr) den Ausdruck seines (ihres) — im tiefen Sinne religiösen — Wunschbildes empfindet: empfindet! denn der einzige Massstab für die Vollendung des Ausdruckes ist eben der empfundene Eindruck, dessen Stärke nicht von einer absoluten Natürlichkeit abhängt, sondern von dem für die Vorstellung der Natürlichkeit genügenden Reiz. Dieser Reiz

aber ist verschieden je nach der Stufe der vorhandenen gewohnten Ausdrucksweise.

Es ist daher falsch, wenn die Kunstgeschichte den Wert einer Erscheinung bestimmt, indem sie aus der ganzen Entwicklung rückwärts schauend eine Tendenz heraushebt und das Einzelne bewertet nach dem Grade, als es dem Ziel dieser Tendenz nahe kommt. Die Kunstgeschichte darf nur fragen wollen, inwieweit der im Werke liegende Ausdruck dem Auszudrückenden gleichkommt: eine Frage, die wohl allein der Eindruck der Zeitgenossen entscheiden konnte. Einen absoluten Massstab fur Ausdruck (oder gar Schönheit) aber gibt es nicht; und in der Differenzierung und Verfeinerung des Ausdrucks einen Fortschritt zu sehen, ist ebenso unstatthaft, wie etwa den Fortschritt der Menschheit zu bestimmen nach der Differenzierung der Organe.

Da der Reiz der S t i l i s i e r u n g in der Distanz zwischen dem (natürlichen) Urbilde und dem das Wesentliche herausschälenden Stilbilde besteht, so kann ich den Stil nur verstehen, wenn ich zugleich das dahinter stehende reale Vorbild kenne. Um einen fremden Stil zu erleben, muss ich also den Reiz der Distanzen nachempfinden, die je nach Charakter und Sensibilität der Menschen verschieden sind. Es genügt nicht, dass ich überhaupt im Akantus-Ornament das naturliche Blatt, in der alt-amerikanischen Schlangenstilisierung das schon schwerer erkennbare Tier oder in den primitivsten Verzierungen die oft nur wissenschaftlich festzustellende Nachahmung eines Geschöpfes erlbicke. Ich gelange erst dann zu einem Verständnis des Stilbildes, wenn ich die Naturnotwendigkeit der betr. Stilisierung aus dem C h a r a k t e r des Volkes heraus erlebe, d. h. also, wenn ich sie als schön empfinde in demselben Sinne, wie ich den Stil m e i n e r Kunst schön finde. Umgekehrt: Der Charakter eines Menschen oder einer Kultur wird mir aufgehen in dem Augenblicke, wo sich mein Geschmack mit dem ihrigen völlig deckt; sowie ich auch den Gesamtcharakter eines Menschen verstehe, wenn ich seine Schrift als mir adäquat empfinde.

Die Kulturen wie Einzelmenschen sind so sehr ein einheitlicher Organismus, dass sich ihr Wesen (ihr „Stil") in allen scheinbar noch so verschiedenen Teilen und Aeusserungen spiegelt. Wer dies Lebensprinzip erfasst hat, vermag aus einer Vasenscherbe, einem Ornament, einem Sprachdenkmal, einer Melodie die ganze dazu gehörige Kultur zu ergänzen: wobei er i n t u i t i v ebenso verfährt, wie etwa rechnerisch der Astronom, der aus dem winzigen Teil einer sichtbaren Kometenparabel die ganze Bahn konstruiert.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München. — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Zur Psychologie des Alpinisten.*)

Von H. Steinitzer.

I.

Der Alpinismus ist ein Sport — aber was ist Sport? Offenbar hat dies Wort zwei Bedeutungen: eine positive und eine negative. Sagen wir, dass jemand irgend eine freiwillige Tätigkeit sportmässig ausübe, so verstehen wir damit, dass er sie innerhalb gewisser Grenzen und mit Einhaltung bestimmter Regeln ausübe, — andernfalls ist er kein „Sportsmann", z. B. wenn er in England einen Fuchs schiessen würde anstatt ihn zu hetzen. Betonen wir andererseits das sportliche Moment in der Ausübung eines Berufes, so wollen wir damit ausdrücken, dass der rechte Geist dabei fehlt, dass die Berufsregeln in irgend einer Weise verletzt werden. Der bestimmende Unterschied liegt im Worte: „freiwillig". Der Sportbeflissene gibt sich seine Gesetze selbst oder ist zum wenigsten an ihrer Festsetzung beteiligt. Der Berufsmensch, der Offizier, Beamte, der „Arbeiter" empfängt sie von aussen. Der Sport ist daher eine aristokratische, eine sittliche Tätigkeit und ist ebensosehr eine Kunst wie eine Arbeit. Aber noch ein anderer Unterschied liegt in den beiden Bedeutungen des Sportes. Die Arbeit wird ihrer Wirkung (des Lohnes) wegen ausgeführt, der

*) Für freundliche Unterstützung, besonders bei Abfassung des graphologischen Abschnittes, bin ich Herrn Dr. Ludwig Klages, Vorsitzender der Deutsch. Graph.-Ges München, für Literaturnachweise Nu. 6—18 Herrn Privatdozent Dr. Walther Otto, München, für gütige Ueberlassung von Schriftproben Frau M. C. Rickmers, Radolfzell, den Herren Kunstmaler E. T. Compton, Feldafing, Dr. A Dessauer, München, Dr. E. Enzensberger, München, Leutnant W. Filchner, Berlin, Paul Hübel, München, Erich König, Grosshesselohe, Prof. G. E. Lammer, Stockerau, Alfred Meebold, Heidenheim und Dr. A. Dreyer, Bibliothekar der Zentral-Bibliothek des Deutsch. und Oesterreichischen Alpen-Vereins, zu besonderem Danke verpflichtet.

Abkürzungen:

A.-J. = Alpine-Journal des Alpine Club, London.
B. = Bollettino del Club Alpino Italiano, Torino.
D. A.-Z. = Deutsche Alpen-Zeitung, München.
Gr. M. = Graphologische Monatshefte, München.
J. = Jahrbuch des Oesterreichischen Alpen Vereins, Wien.
M. = Mitteilungen des Deutsch. und Oesterreichischen Alpen-Vereins. Wien.
Oe A.-Z. = Oesterreich. Alpen-Zeitung des Oesterr. Alpen Club, Wien.
R. M. = Rivista Mensile del Club Alpino Italiano, Torino.
Z. = Zeitschrift des Deutsch. und Oesterr. Alpen-Vereins, München.

Sport „rein um der Lust an der Tätigkeit selbst willen".[1]) Insoweit ist er ein Spiel. Mit der Arbeit hat er das Gesetz (Regel) gemein, mit der Kunst die Willkür, mit dem Spiel die Zwecklosigkeit. Dadurch erklärt sich, dass er zur selben Zeit von den einen für das Unnützeste auf der Welt erklärt wird, von den anderen für eine eminent kulturfördernde Tätigkeit. Eine erschöpfende Definition des Sportes zu geben, dürfte unmöglich sein.[2]) Denn abgesehen von seiner dreifachen Zusammensetzung ist er mit unendlich vielen feinen und feinsten Fäden an alle Lebenserscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart geheftet, so dass er von heute auf morgen seine Gestalt verändert; eine Untersuchung der sprachlichen Ableitung bringt uns daher auch nicht weiter. Andrew Lang nennt Sport: „The disinterested destruction of animal life for the mere pleasure of the pursuit".[3]) Ihm ist also nur die Jagd Sport, jede andere sportliche Tätigkeit „pastime or amusement". Auf der andern Seite lesen wir von Billard- und Schachsport, ja selbst Sammelsport von Ansichtskarten und Liebigbildern. Derartig verschiedene Tätigkeiten unter eine gemeinsame Begriffsbestimmung bringen zu wollen, erscheint mir nutzlos. Dagegen zweckmässiger, auf eine solche von vornherein zu verzichten und nur jene Momente hervorzuheben, die geeignet sind, das, was wir heutzutage Sport nennen, näher zu umgrenzen. Da ist vor allem das Moment der Gefahr. Ein Sport, der keine Gefahren bietet, ist kein richtiger Sport. Wird durch irgendwelche Vorkehrungen die Gefahr gänzlich ausgeschlossen, so verliert der Sport seinen Charakter. Ein weiteres sportliches Moment ist das Mass. Eine exzessive Geschicklichkeit wie z. B. Jonglieren gilt ebensowenig als Sport wie blosse Kraft im Heben von Gewichten. Die weitaus wichtigste Forderung jedoch, die ihn mit unendlich vielen Gefühlstönen belastet hat, ist die, dass seine Ausübung durchaus mit keinem Nutzen für die Allgemeinheit verbunden sein darf. Da aber eine menschliche Tätigkeit ohne irgendwelche Wirkung auf die Mitmenschen kaum ausführbar erscheint, muss der wahre Sportsmann von dem Nutzen, den er schafft, keinerlei Notiz nehmen, er darf ihn sogar bedauern. Er rennt, segelt, radelt etc., weil es ihn freut, nicht etwa um die Pferdezucht, den Schiffsbau, die Radindustrie zu heben. Diese sonderbare Tatsache, die dem Sport in unserem sozialen Zeitalter eine Stellung für sich anweist, ist nur durch seine Entwickelung zu erklären. Der Sport war immer und zu allen Zeiten dem „Freien" vorbehalten, im

[1]) Groos. Die Spiele der Menschen, Jena, 1899. S. 2.

[2]) Vgl M. Haushofer, „Sport" in Z. 1899, S. 94 ff.; F. Eckhardt. Die sportliche Seite des Alpinismus. M. 1903. S. 81 ff. 98 ff. 105 ff.

[3]) The Poetry of Sport, London 1896, p. 8.

Gegensatze zum Sklaven, Hörigen oder Arbeiter. Wo der Sport aus Zwang ausgeübt wurde, wie der Fechtsport bei den Römern, oder gegen Entgelt, (Rennsport in allen Formen) werden er und seine Träger verachtet. Kein Amateur, kein gentleman-rider darf sich in einen Wettkampf mit professionals einlassen, ohne seine privilegierte Kaste zu verlieren. Was früher ein Vorrecht der Geburt war, wird jetzt allerdings nur noch mit Mühe durch die trennende Macht des Geldes aufrecht erhalten. Wo grosse Summen in Frage kommen, wie beim Automobilsport, fängt die Grenze zwischen amateurs und professionals bereits an sich zu verwischen.

Aus der Genesis des Sportes erklärt es sich leicht, warum der wahre Sport Bedingungen stellt, die nur der „Freie" erfüllen konnte: Mut, Zucht, Ueberfluss an Zeit und Geld. Und es erklärt sich, warum diejenigen Sportarten, die der Allgemeinheit am allerwenigsten Nutzen bringen, am meisten gepriesen werden; die Jagd ist der „königliche Sport", der Alpinismus der „edelste", oder, wie man sich meistens ausdrückt, „der idealste".

Jeder Sport war einmal Arbeit. Erst dort, wo Sklaven, Leibeigene, Unterworfene, in ökonomischer Abhängigkeit lebende Arbeiter, die Sorge des Lebensunterhaltes abnehmen, kann sich Sport entwickeln. Um den Unterschied zwischen Herrschenden und Beherrschten aufs deutlichste hervorzuheben, um den Sport in augenfälligen Gegensatz zu ehemals selbst ausgeübter und jetzt daher verpönter Arbeit zu bringen, musste jeder soziale Nutzen von seiner Betätigung ausgeschlossen werden. Je grösser aber der Gegensatz zwischen dieser Anschauung und den Strömungen des Zeitalters wurde, desto stärker kam das Moment der Gefahr zum Ausdruck. Sie bildet gleichsam die Busse für das ohne allgemeinen Nutzen genossene Vergnügen. In unseren Tagen des „sozialen Gewissens" steht daher die Gefahr im Vordergrunde des sportlichen Lebens.

Auch noch in anderer Beziehung. Der Sport hat jene verwickelten und komplizierten Anschauungen und Tätigkeiten in sich aufgenommen, die in dem modernen Leben sonst keinen Platz mehr finden, und alle mehr oder weniger mit dem Ehrgefühl des Kulturmenschen zusammenhängen. Jenes „ritterliche" Gehaben, das Kraft und körperliche Geschicklichkeit zum Prüfstein der Ehre macht, hat im Sport einen neuen Tummelplatz gefunden. Auch der merkwürdige spielerische Drang, sich in Verschrobenheit der Etikette, des Zeremonials, des höfischen Lebens etc. zu betätigen, der besonders stark in sportarmen Zeiten und bei dem Sport abgeneigten Völkern auftritt, scheint sich in der unnötigen Kompliziertheit mancher Sportspiele austoben zu wollen.

Der Sport ist eben nicht nur ein Mittel, den brachliegenden Kraftüberschuss los zu werden, sich zu erholen oder spielerisch für ernste Tätigkeit einzuüben, sondern nebenbei ein Kampf- und Wettspiel.[4]) Meist sind diese beiden Seiten in ihm untrennbar in eins verschmolzen, aber erst durch das „Sich am andern Messen" und „gegenseitige Sichhineinsteigern" entstehen die höchsten, jede Gefahr missachtenden sportlichen Leistungen.

Der Sport hat im Leben der Völker die wichtige Aufgabe, einmal im Kampfe ums Dasein erworbene körperliche und geistige Fähigkeiten nicht wieder verfallen zu lassen, wenn in Folge veränderter Lebensbedingungen keine Notwendigkeit mehr zu ihrer Ausübung besteht. Er konserviert in erster Linie die für die Selbstbehauptung des Individuums nützlichen Geschicklichkeiten. Bezeichnenderweise stammt der moderne Sport aus England, das, geschützt durch seine insulare Lage, weniger als die Kontinentalmächte auf die Pflege kriegerischer Tüchtigkeit angewiesen ist. Die exzessive Sportausübung ist hier Ersatz für die allgemeine Wehrpflicht.

Aus den Instinkten und ererbten Dispositionen, die dem Sporte zugrunde liegen, trifft jede Zeit, ihrer Geistesverfassung entsprechend, eine Auswahl, sie hat ihre besondere Sportliebhaberei. Heutzutage werden wohl alle Sportarten gepflegt, aber bei genauerer Betrachtung zeigt es sich, dass alle jene Tätigkeiten sportlich höher gewertet werden, gleichsam den Sport kat'exochen bilden, die darauf gerichtet sind, die Erde in Besitz zu nehmen, die zur Durchmessung eines bestimmten räumlichen Abschnittes der Erdoberfläche nötige Zeit zu verringern, oder anders ausgedrückt: räumliche Entfernung, Distanz, durch mechanische Mittel zu überwinden. Das ist der Zweck des Renn-, Ruder-, Segel-, Luft-, Radel-, Rodel-, Automobil-, Schneeschuhsportes. Dagegen treten Gymnastik, Jagd, Fischen, Fechten etc. an sportlicher Wertschätzung weit zurück. Auch der Alpinismus erstrebt nichts anderes als die Ausdehnung der menschlichen Macht, die Ueberwindung der Distanz für ein spezielles Gebiet, die E r h e b u n g e n der Erdoberfläche.

Wenn somit die ungeheuere Entwickelung des Alpensportes in unseren Tagen durchaus nichts Ueberraschendes hat und aus der Richtung des allgemeinen Zeitgeistes naturgemäss hervorgehen musste, so nimmt der Alpinismus doch eine besondere Stellung ein -- nicht seiner Tätigkeit an sich wegen, sondern um des Objektes willen, dessen er sich zu bemächtigen strebt, des Berges.

Der Berg besitzt eine symbolische Bedeutung, er ist das Binde-

[4]) Vgl Groos. Die Spiele der Tiere. 2 A. Jena 1907. Kap. 1 u 2.

glied zwischen Himmel und Erde, der Wohnung der Götter und dem Aufenthaltsorte der Menschen: die Säule des Himmels (P i n d a r). Zuerst rötet das Licht die Gipfel der Berge, und „der Lichthunger der Menschen ist so gewaltig, dass ihm das Licht das natürliche Symbol des Göttlichen ist".[5]) (Darum sind auch Berggötter fast ausschliesslich männlich.) So versetzte der Mensch allüberall auf der ganzen bewohnten Welt die Götter auf die erhöhten Punkte der Erdoberfläche und heiligte ihnen zu Ehren die Berge, denn „gegenwärtiger sind die Götter auf Höhen" (H ö l d e r l i n). „Es gibt," sagt Frhr. v. A n d r i a n, „kaum ein hervorragendes Gebirge, welches nicht unter irgend einer Form Gegenstand einer religiösen Verehrung gewesen wäre";[6]) und R a t z e l „scheint die Bergverehrung zu den einfachsten Gefühlen des Menschen zu sprechen."[7]) In China,[8]) Japan,[9]) Persien,[10]) Indien,[11]) den Alpen,[12]) Amerika,[13]) Polynesien,[14]) dem alten Griechenland[15]) und besonders in Babylonien[16]) und den von semitischen Völkern bewohnten Gebieten[17]) gab und gibt es heilige Berge, die nur von Priestern oder unter Einhaltung besonderer Zeremonien betreten werden durften.[18]) Auch die Toten wurden häufig auf den Bergspitzen begraben[19]) und ihre Seelen die Gipfel der Gebirge bewohnend gedacht.[20]) Selbst heutzutage ist dies noch an manchen Orten der Alpen der Fall.[21]) Hier wäre auch der Bedeutung des Berges in Mythos, Sage und Märchen zu gedenken. Als Asyl von Heroen, Aufenthaltsort von Genien und Geistern, als gläserner oder Kristallberg spielt der Berg immer eine geheimnisvolle, manchmal eine direkt göttliche Rolle.

Die Kenntnis der symbolischen Bedeutung des Berges ist überaus nötig, einesteils um die Entwickelung des Naturgefühles dem

---

[5]) Groos. Sp. d. M. S. 64.

[6]) Der Höhenkultus Asiatischer und Europäischer Völker. Wien 1891. S. XXXIII.

[7]) Anthropo-Geographie. Stuttg. 1882. I. S. 392.

[8]) Réville. Religion des Chinois. I. p. 148; R. M. 1899. p. 304 ff.

[9]) Revon in Revue de l'Histoire des Religions XXV. 8 Tome Paris 1904 p. 191 ff.

[10]) Harlez Avesta Paris 1881; Vispered I. 20 Yaçna L. XIV. 41

[11]) Oldenberg Relig. d. Veda. Berl. 1894. S. 241.. Rgv. III. 54. 20.

[12]) Nissen. Italische Landeskande Berl. 1883. I, S. 19

[13]) Spencer. Princ. London 1893. I. p. 365.

[14]) Vgl. Spencer u. Andrian.

[15]) Beer. Hl. Höhen der alten Griech. u. Röm. Wien 1891

[16]) Jastrow. The Relig. of Babyl. a. Assyr. London 1898 p. 431. 614. Winkler, Himmels- und Weltenbild d. Bab. Lpz. 1901. S. 24.

[17]) Baudissin. Stud. z. Semit. Relig. Gesch. Heft II. Lpz. 1878 S. 332 ff.; Vgl. a. Psalm 121.

[18]) Vgl. Jambl. Vit. Pyth. 4. 15; Philostr. Vit. Apoll. 2. 5.; Herod. I; Sil. Ital. XVII. 499 ff. Rohde Psyche 3. A. II. S. 9. 21. 52. u. a. m.

[19]) Darwin. Abst. d. Mensch. I. S. 205.

[20]) Tylor, Primitive Culture. 4. Ed. II. p. 60. Spencer a. a. O. p. 200.

[21]) Whymper. The Asc. of the Matterhorn, London; 1880, p. 44.; Savi-Lopez. Alpensagen Stg. 1893. S. 218 ff.; Z. 1902. S. 86. Vgl. a. Sven v. Hedin. Durch Asiens Wüsten. I. S. 231; Hartland. The Science of Fairy Tales, Lond. 1891. pp. 170. 177. 184. 218 ff.

Hochgebirge gegenüber zu verstehen, andererseits, weil sich selbst im allermodernsten Alpinismus noch Spuren der einstigen Bergverehrung finden. Es ist unmöglich, die ausserordentlich komplexen alpinen Gefühle unserer Zeit in einfache Faktoren aufzulösen, ohne ihre Wurzeln in der Seele des primitiven Menschen wenigstens anzudeuten.

Und darum muss hier eine weitere symbolische Bedeutung des Berges erwähnt werden, die sich freilich von selbst aus dem oben Angeführten ergibt. Da die Wohnungen der Götter und damit auch die Gefilde der Seligen über der Erde befindlich gedacht werden, so haftet allem, was sich von der Erde nach oben zu entfernt, die Gefühlsbetonung des Emporstrebens an, des Suchens nach Besserem und Höherem als das unten Liegende bieten kann. Alles Hohe übt eine besondere Wirkung aus. „Die Einbildungskraft aller Menschen," sagt Goethe (Ital. Reise, 11. Mai) „imaginiert Gegenstände, wenn sie sich solche bedeutend vorstellen will, höher als breit und verschafft dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Würde". Der Mensch löst sich beim Bergsteigen gleichsam los von dem, was ihn an die Erde bindet, seine sinnlichen Ziele vergeistigen sich, aus der Region der Unrast, Dunkelheit und Schwere klimmt er zu der des Lichtes, der Ruhe und Freiheit empor. Auch für diese Vorstellungen und Gefühle werden wir Belege in den Schilderungen moderner Alpinisten finden.

Noch eine andere Gefühlswirkung ist dem Berge eigentümlich, die ebenso mit dem realen Eindrucke seiner Masse und Grösse zusammenhängt, wie mit seiner symbolischen Bedeutung als Träger des Himmels und Bindeglied zwischen Diesseits und Jenseits: Er ruft im Beschauer das Gefühl des Erhabenen hervor.[22])

„Erhaben," sagt Lipps, „ist dasjenige, das, indem wir es erleben oder mit erleben, uns erhebt. Wächst die Grösse ins Uebermass, so vollzieht sich ein Uebergang von Lust in Unlust."[23]) Lehmann erklärt für erhaben das, was „das Normale an Grösse überschreitet" und bemerkt, „dass jede Vorstellung, deren Stärke ein gewisses Maximum übersteigt, Unlust herbeiführt".[24]) Sowohl der Begriff des „Uebermasses" als der des „Normalen" weisen darauf hin, dass die Uebergangsschwelle von der Lust zur Unlust individuell verschieden ist. Dies gibt uns ein wichtiges psychodiagnostisches Hilfsmittel.

---

[22]) Seidl. Z. Gesch. d. Erhabenheitsbegriffe s. Kant. Lpzg. 1889; Ratzel. Ueb. Naturschildg. Mü. u. Berl. 1906. S. 148—181.

[23]) Leitf. d. Psych. 2. A. S. 296.

[24]) Die Hauptges. d. menschl. Gefühlslebens. Lp. 1892. S. 251.

Lipps macht keinen Unterschied zwischen dem ästhetisch und dem ethisch Grossen. Für unsre Zwecke ist diese Scheidung unerlässlich. Wer wie Kant das Erhabene ausschliesslich in den Ideen der Vernunft, d. h. in sich selbst erlebt, der wird wie er sagen müssen: „Wer wollte auch ungestalte Gebirgsmassen, in wilder Unordnung übereinander getürmt, mit ihren Eispyramiden . . . . erhaben nennen" (1790)[25]) Kant hat den Berg überwunden, ehe er ihn gesehen hat. (Darauf, dass er tatsächlich nur die Berge aus Saussures und Bourrits Schilderungen und Kupfern kannte, soll damit natürlich nicht angespielt werden.) Auch Schiller stellt in seinem wundervollen Essay „Ueber das Erhabene" (1801) den moralischen Menschen hoch über die „Zwecklosigkeit der Erscheinungen", aber er erkennt die Erhabenheit der Natur an. „Das Erhabene," sagt er, „macht sich um den reinen Dämon im Menschen verdient — — die Natur übt in ihren grossen und pathetischen Scenen Gewalt aus. — — Von den grossen Gestalten der Natur umgeben, erträgt der Mensch das Kleine in seiner Denkart nicht mehr." Schiller also (der das Hochgebirge bekanntlich auch nie gesehen hatte), überwindet die physische Grösse des Berges, indem er sie an der überragenden Erhabenheit seiner inneren Natur misst. Er besiegt die Materie durch die Idee, und der Anblick physischer Grösse wird ihm zum Ansporn, den moralischen Menschen in sich zu grösserer Erhabenheit zu gestalten. Aehnliches meint wohl Herder, wenn er sagt: „Im Worte erhaben wird schon die Ruhe des dahin Gelangten bezeichnet" (Kalligone, 1800).

Es gibt noch einen Weg, die physische Erhabenheit des Berges zu überwinden, nämlich ihn zu besteigen. Damit ist der Berg nicht nur symbolisch besiegt, sondern auch tatsächlich. Seine ästhetische Erhabenheit ist verschwunden, er liegt unter dem Besteiger, der höher ist wie er.

Könnte der Mensch dauernd auf den Höhen der Gebirge leben, so würde ihm der Begriff ihrer Erhabenheit zweifellos verloren gehen. Doch er kann es nicht, er ist gezwungen, nach kurzem Aufenthalte wieder zu Tal zu steigen, von neuem die eben besiegte Grösse auf sich wirken zu lassen. Und so entsteht der moderne Alpinist, der von Gipfel zu Gipfel eilt und erst befriedigt wäre, wenn er auch die letzte Spitze auf Erden bestiegen hätte. Kommt ihm die Unzulänglichkeit seines Tuns zum Bewusstsein, so entwickeln sich jene schroffen Uebergänge von Kleinmut und Siegerfreude, von wehmütiger Sentimentalität und stolzer Ichbetonung, die die Psychologie des Alpinisten so überaus kompliziert machen.

[25]) Kritik d. Urteilskraft. (Reclam) S. 110.

Dazu kommt, dass das Gefühl des Erhabenen, wie wir oben gesehen haben, an und für sich ein Mischgefühl ist. Ribot[26]) sucht es in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen. Nach ihm bilden es:

1. „La diminuation de vie, d'annihilation, qui nous tire vers en bas, nous déprime, 2. la conscience d'un élan, d'une énergie déployée, d'un soulévement intérieur que nous tire vers en haut, d'une augmentation de vie qui nous exalte, 3. le sentiment conscient ou inconscient de notre sécurité en face d'une puissance formidable (sans lui — la peur)" Sully[27]) glaubt: „qu'il est probable, que ce sentiment a passé du désagréable à l'agréable et est devenu esthétique par l'élimination du sentiment de la peur". Lehmann meint, „dass das Moment eigentlicher Furcht nicht mit betätigt sei."[24])

Obwohl auch ich der Ansicht bin, dass das Gefühl des Erhabenen den Bergen gegenüber allmählich immer lustbetonter wird, ist es doch fast unmöglich, diesen Glauben mit Belegen zu unterstützen. Dagegen scheint es mir zweifellos, dass die meisten Bergsteiger und Alpinisten den zusammengesetzten Charakter dieses Gefühles empfinden. Brokes sagt (1739): „Die Grösse kann Lust und Erschrecken zugleich erwecken".[28]) Addison[29]) (1761) spricht von „einer angenehmen Art von Schauder", Saussure[30]) von „einem Gefühle, das aus Schrecken und Bewunderung gemischt ist". Winckelmann[31]) nennt die Berge „erschrecklich schön" (nach einem 12jährigen Aufenthalte in Italien nur noch „schrecklich!"), Mathisson[32]) erfassen in den Bergen „süsse Schauer", Bourrit[33]) spricht von „Entsetzen mit Schönheit vermischt" und an anderer Stelle von „horribles beautées", ein Ausdruck, der an das „Pfui Teufel, wie schön" der Fl. Blätter erinnert, Steub[34]) (1846) „von interessanten Schrecknissen". Lenau[35]) schreibt (1831): „Das ist eine Freude! Trotzig hinabzuschauen in die Schrecken". Endlich noch zwei Ganzmoderne: Prof. v. Glanvell[36]) schreibt: „Das Grauenvolle wohnt für uns in den Bergen, aber das Anziehende ist doch das stärkste", und der Dichter W. v. Scholz[37]) gibt eine gute Schilderung der wider-

[26]) Psych. d. Sentiments, 5. Ed. p. 349 ff.
[27]) Sully, Psych. cit. bei Ribot. p. 351.
[28]) Irdisches Vergnügen in Gott. Tüb. 1789. IV. S. 188.
[29]) Remarks on sever. Pts. of Italy, Ld. 1761. p. 258 ff.
[30]) Voyage d. l. Alpes. III. p. 29.
[31]) Friedländer, Ueb. d. Entst. u. Erw. d. Gef. f. d. Romant. i. d. Natur. Lp. 1873. S. 39. 41.
[32]) E. Schmidt, Richardson, Rousseau, Göthe, Jena 1875. S. 196. A.
[33]) Schild. s. Reise n. d. savoy. Eisgb. Gotha 1775. S. 27
[34]) Drei Sommer i. Tirol, Mü. 1846. S. 223.
[35]) S. W. herausg. v. A. Grün. 1855. I. XXIX.
[36]) Z. 1903. S. 10.
[37]) Westermanns Mtshefte. Mai 1907. S. 276.

spruchsvollen Empfindungen des Alpinisten: „Ich weiss nichts der demütig-stolzen, begehrungslos-willensvollen, tief beglückenden Empfindung zu vergleichen, die mich umfängt, wenn ich eine Bergwanderung beginne". Alle diese Beispiele zeigen die Zwiespältigkeit des alpinen Fühlens, das sich mehr oder minder aus der Unlust über die eigene Kleinheit und der Lust an der Selbstbehauptung des Ichs zusammensetzt.

Gewöhnlich wird behauptet, dass das Hochgebirge in den Menschen früherer Zeitalter, besonders den Griechen und Römern, ausschliesslich unlustbetonte Empfindungen hervorrief wie die des Schreckens, Schauderns und Abscheus.[38]) Friedländer sagt: „Dass die Ausdehnung des Begriffes der Naturschönheit auf das . . . furchbar Erhabene dem Altertume und Mittelalter fremd gewesen ist, darf als erwiesen angenommen werden."[39]) Ohne die buchstäbliche Richtigkeit dieser Behauptung anzweifeln zu wollen, glaube ich doch, dass eine genauere Untersuchung der Gründe dieses mangelnden Naturgefühls uns zu ganz anderen Ergebnissen führen muss. Es ist nicht anzunehmen, dass das „alpine Fühlen" (nicht zu verwechseln mit dem Alpinismus!), das Anfang des 16. Jahrhunderts sich fast in genau derselben Weise äusserte wie heutzutage, plötzlich aus nichts entstanden ist. „Wenn sich," sagt Humboldt,[40]) „auf einmal etwas Neues in den Gefühlen der Menschen zu entwickeln scheint, so kann fast immer ein früherer, tiefliegender Keim, wie vereinzelt, aufgespürt werden". Diesen Keim sehe ich in der zu allen Zeiten über die ganze Erde verbreiteten Bergverehrung. Es wäre Unrecht, angesichts dieses Gefühles von einer Empfindungslosigkeit der Antike der Erhabenheit des Gebirges gegenüber, sprechen zu wollen. Allerdings gibt es ein unterscheidendes Merkmal zwischen antikem und modernem Fühlen: Das Moment der Distanz. Dem Griechen konnte der Gedanke nicht kommen, einen Berg aus sportlichen Motiven zu besteigen, die Ehrfurcht, der hl. Schauer gestatteten ihm nur, den Göttlichen von Ferne zu betrachten und höchstens zu Zwecken des Kultus zu betreten. Und gerade in dieser Wahl des Berges zur Wohnung der Götter und Seelen, zur Ausübung geheimnisvoller gottesdienstlicher Uebungen und orgiastischer Kulte[41]) sehe ich den strikten Beweis, dass die Alten dem Gefühle des Erhabenen in der Natur ebenso, vielleicht sogar mehr, zugänglich waren als wir. Allerdings das Gefühl des ästhetisch Erhabenen ohne jede

[38]) Vgl. Biese. D. Entw. d. Naturgef. b. d. Griech. u. Röm, Kiel 1882; Ramsauer. Die verruf. Unwirtlichkt. d. Alp. in d. ant. Lit. D. A.-Z. I; M. 85. S. 278. M. 92. S. 150. u. a. m.

[39]) a. a. O. S. 1.

[40]) Kosmos. II. S. 26.

[41]) Rohde a. a. O. II. S. 9. 21. 52.; Ratzel. Natschdg. S. 168 f.

religiöse Beimengung war dadurch ausgeschlossen, aber für jenes fehlten auch ausserdem alle realen Voraussetzungen. Dies wird uns klar, wenn wir einen Blick auf die Karte Griechenlands werfen. „Die ganze Weltbildung," sagt Nissen,[42]) „welche die Hellenen gestaltet haben, war im Banne des Meeres . . . . befangen". Die Griechen waren ein seefahrendes Volk, ihrem Expansionsdrange musste das Gebirge als etwas Hemmendes erscheinen.[43]) Und ebenso den Römern. Sie, die Eroberer par excellence, konnten nicht anders empfinden, als dass sich ihnen im Gebirge eine starre, feindliche Macht gegenüberstelle. Darum blieben ihnen die Gebirge unbekannt, und waren ihnen wie alles Unbekannte, Ungegliederte, langweilig und abstossend. Wohlverstanden, als reales Gebilde der Erdoberfläche; die ideelle Bergverehrung konnte ganz gut daneben bestehen, ebenso wie noch heutzutage z. B. der Schauder vor dem Gerippe eines Heiligen für den wahrhaft Gläubigen gänzlich getrennt von der Verehrung seiner symbolischen Bedeutung empfunden wird.

Darum ist es nach meiner Meinung nicht angängig, von einem mangelnden Naturgefühle des Altertums für die Bergwelt zu sprechen. Es fehlten ihm eben die Bedingungen, zu unserer modernen Naturanschauung zu gelangen, wie auch der wissenschaftlich Gebildete von heute sich in seine primitive Symbolik nicht mehr einzufühlen vermag.

Ebensowenig wie in das Denken und Fühlen des Mittelalters. Zu seiner Blütezeit mangeln überhaupt alle Voraussetzungen, die den Genuss der Hochgebirgsnatur ermöglichen können. „Die Erforschung der Dinge nach ihrem selbständigen inneren Wesen war entweder verboten oder für wertlos geachtet. Völlig wertlos erschien dem Mittelalter das Studium der organischen oder anorganischen Natur, soweit demselben nicht eine Beziehung für das ewige Seelenheil zugrunde lag. — — Die sichtbare Welt und das Studium derselben hatte demnach einen dauernden Wert nur insofern, als sie eine Forderung der Liebe zu Gott und des ewigen Seelenheiles gewähren konnte. — — Der hl. Bonaventura sagt: Die Welt ohne Menschen sei gar nicht denkbar, da ohne ihn die Welt zwecklos sein würde und Albert der Grosse: Die sichtbare Welt ist des Menschen wegen geschaffen, damit er durch die Betrachtung derselben zur Erkenntnis Gottes gelange."[44])

[42]) a. a. O. I. S. 178.

[43]) Ratzel, Anthr. I. S. 200.

[44]) Eicken, Gesch. u. Syst. d. Mittelalt. Weltanschg. St. 1877. S. 611—627; Vgl. a. Ueb. d. geogr. Kenntn. d. Alp. im Mittelalt. Beil. z. Al.-Ztg. 1885. No. 3. 6. 9. 11.

Das Mittelalter sah eben „die symbolische Zeichensprache der Natur als den vom Schöpfer beabsichtigten, objektiven Zweck an." – Und da Gott die Welt also nur des Menschen wegen geschaffen hatte, musste alles Angenehme, Schöne, Nützliche in besonderer Weise seine Grösse und Güte offenbaren. Die unfruchtbaren oder gar dem Menschen gefährlichen Stellen der Erdoberfläche wie Wüsten und Gebirge wurden zu Wohnstätten höllischer Geister und des Teufels. Diesem Glauben wurde vonseiten der Kirche offen Vorschub geleistet, weil naturgemäss in den besonders entlegenen und schwer zugänglichen Plätzen des Gebirges sich Reste heidnischer Götterverehrung erhalten hatten.

Einzelne konnten sich von dieser „weltfremden Weltanschauung" emanzipieren, wie später zu besprechen sein wird, aber die Masse der damaligen Menschheit stand völlig unter ihrem Einflusse, und „so gross ist auch das Grossartigste nicht in der Natur, dass es wirken könnte, wo die Gemütslage nicht darauf eingerichtet ist".[45])

Erst musste ein anderer Geist kommen, jener Geist, der resolut die sichtbare Welt von allen Gefühlen und Vorstellungen reinigte, die die Sehnsucht der Menschen seit Jahrtausenden als Märchenfäden um sie gesponnen, jener Geist, der das Gefühl der Distanz nie besessen hatte und darum ohne innere Hindernisse den Erscheinungen „näher kommen" konnte: der Geist der Wissenschaft. Durch ihn hatte der Wille zur Macht eine neue Richtung erhalten, auf die Eroberung der Wirklichkeit durch die Erfahrung, nicht mehr die Idee; ihm war es daher vorbehalten, die Natur in ihren geheimsten Schlupfwinkeln zu erforschen und in die verborgensten Einöden des Hochgebirges einzudringen; er ist der Vater des alpinen Fühlens. Die ersten Bewunderer der Alpen waren sämtlich Gelehrte,[46]) und wenn wir auch bei ihnen schon auf verschiedene dem modernen Alpinisten wohlbekannte Motive des Bergsteigens stossen, so ist nicht zu übersehen, dass dieses ü b e r h a u p t erst auf dem Boden einer wissenschaftlichen Auffassung der Welt ausgeübt werden konnte und jene Motive durchweg als sekundäre Triebfedern erscheinen. Der Erkenntnistrieb ist nicht nur das Generalmotiv, das, weil selbstverständlich, gar nicht mehr besonders betont wird, er ist die Grundbedingung, die eine reale und ästhetische Würdigung der Alpen ermöglichte. Dabei konnte er nicht hindern, dass aus früheren Kulturepochen zahllose Gefühlsfäden in das neugewonnene Gebiet eindrangen. Ihn und sie in den Schriften der Alpinisten selbst aufzusuchen, zu entwirren, ihren Ursprung und ihre Wirkungen klar zu legen, will ich im folgenden Abschnitte dieser Arbeit versuchen.

[45]) Vischer bei Biese. Die Entw. d. Naturgef. im Mittelalt. u. i. d. Neuzeit, Lp. 1888. S. 5.
[46]) G. Rey bei Mosso. Der Mensch i. d. Hochalpen. Lp. 1899. S. 206.

II.

In der Entwickelungsgeschichte des Alpinismus lassen sich drei Perioden unterscheiden. Die erste derselben, welche bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts dauert, ist dadurch gekennzeichnet, dass die alpinen Unternehmungen zeitlich weit auseinander liegen und von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten ausgeführt werden. Sie bilden die ersten Vorstösse, die der menschliche Geist, in seinen vornehmsten Vertretern, auf ein besonderes bisher unbekanntes Gebiet der sichtbaren Welt unternimmt.

Bei Beginn der zweiten Periode (um 1740) ist dasselbe soweit erobert und in Besitz genommen, dass einerseits aus der allgemeinen Kenntnis eine Reihe von Detailfragen naturgemäss hervorwächst, die den Wissenstrieb aufs höchste anspannt, — andererseits neue Gefühle emporkeimen, welche zu ihrer Entstehung des Nährbodens einer solchen Kenntnis durchaus bedurften. Die alpine Anschauung teilt sich in zwei, übrigens noch nicht streng geschiedene, Gruppen, eine rein wissenschaftliche, die in Saussure gipfelt, und eine künstlerische, deren Väter Rousseau, Goethe und Byron sind. Erst als beide Anschauungen in den Kulturbesitz der Völker übergegangen sind, sind die Vorbedingungen geschaffen für das Eindringen eines neuen Elementes, des sportlichen, das aus England kommt und in der Bezeichnung „the Playground of Europe" für die Schweiz den prägnantesten Ausdruck gefunden hat. Die dritte Periode beginnt mit dem Jahre 1857, dem Gründungsjahr des ersten alpinen Vereins, des Alpine Club, dem bald ähnliche Verbände in Italien, Oesterreich, Deutschland, der Schweiz etc. folgten, die sich die Bereisung und Erforschung, in erster Linie der Alpen, zur Aufgabe stellten. Von da an machen sich beim Bergsteigen alle jene bisher nur vereinzelt aufgetretenen Einflüsse kompakt geltend, die vom Vereinsleben unzertrennlich sind. Der wettspielartige Charakter des Bergsteigens tritt immer mehr in den Vordergrund. Die Vereinsschriften geben reichlich Gelegenheit, die Erlebnisse in den Alpen einem sich rapide erweiternden Kreise von Gesinnungsgenossen bekannt zu geben, die Tagespresse öffnet dem Alpinismus ihre Spalten, die belletristische Literatur bemächtigt sich seiner, er wird Modesache.

So stellt sich, gleichsam im Rohbau, die Entwickelung des alpinen Triebes dar. Gehen wir daran, seine feinere Struktur bloszulegen, so treffen wir bereits in der allerfrühesten Zeit, die uns Coolidge, der grosse Historiker des Alpinismus, nahe gebracht hat, auf Triebfedern alpinen Tuns, die dem modernen Bergsteiger wohl vertraut sind. Die ersten bekannt gewordenen Besteigungen zwar wurden

zu strategischen Zwecken oder wie im Falle des grossen Eklektikers Hadrian aus religiösen Gründen unternommen,[47]) aber schon um 1280 besteigt Peter III. von Arragonien den Canigou 2787 m, „um zu entdecken und zu erkennen, was auf dem Gipfel sei", also aus Wissenstrieb und vielleicht Ehrgeiz, Dante die Bismantova der schönen Aussicht wegen,[48]) (um 1300), Fazio degli Uberti (um 1350) zwei Berge aus Freude an der Bewegung, um der Stadt zu entfliehen und ungestört mit Freunden zusammen zu sein,[49]) Petrarca den Mont Ventoux 1912 m[50]) (26. 4. 1336) „allein von dem fieberhaften Wunsche beseelt, die bedeutende Höhe dieses Ortes zu sehen". Petrarca empfindet schon die „Gipfelextase", wie zweieinhalb Jahrhundert später Seigneur de Villamant auf der Rocciamelone (1588), der hinaufsteigt, „um seinen Geist wegen einer Sache zu befriedigen, die ihm neu und selten schien", oben aber „alle Müh vergass und seine Seele von unaussprechlicher Freude erfüllt fühlte". Um die Mitte des 16. Jahrhunderts macht der Graf v. Candale einen Versuch auf den Pic du Midi (Pyrenäen), „um seine Höhe zu messen".[51]) Auch Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., muss hier erwähnt werden,[52]) der, wenn auch kein eigentlicher Bergsteiger, die Natur des Gebirges, seine Abgeschiedenheit, Freiheit und Stille über alles liebte. Der erste vollständig moderne Alpinist jedoch war Conrad Gessner[53]) (1541 und 1555). Er schreibt an seinen Freund Jakob Vogel: „Ueber die Bewunderung der Berge: Ich werde jedes Jahr die Besteigung einiger Berge machen, oder wenigstens einen . . ., um Pflanzen zu suchen und um meinem Körper eine gesunde Uebung zu verschaffen, zugleich eine Freude meinem Geiste . . . Welches Entzücken, diese Berge zu bewundern . . . ! Ohne es mir erklären zu können, fühle ich meinen Sinn ergriffen durch diese erstaunlichen Höhen . . . Die oberen Partien der höchsten Zinnen scheinen Teile einer andern Welt zu sein. . . . Lass mich damit schliessen, dass jede Bergpartie die Quelle des höchsten Vergnügens und des lebhaftesten Genusses für alle Sinne ist." Selbst alpine Unsitten, wie das Steine-Ablassen, entstehen schon damals (J. Rhellicanus auf dem Stockhorn 1536), ebenso wie sich auch der Unwille gegen die Nichtalpinisten bereits vor dreieinhalb Jahrhunderten in kräftigen Ausdrücken Luft machte.

---

[47]) Coolidge, Josias Simler et les Origines de l'Alpinisme jusqu' à 1600, Grénoble 1904 (Wo nichts weiter angegeben, wird auf dieses Werk Bezug genommen.) Vgl. a. Gribble, The Early Mountaineers, Ld. 1899, u. Z. 1886, S. 263.

[48]) Burckhardt, Cult. d. Renaiss. i. Ital., II. S. 17. A. 2.

[49]) ebenda.

[50]) B. 1880, p. 299 ff.; Burckhardt, a. a. O. II. S. 19.; Biese a. a. O. (vollst. abgedr. b. Coolidge.)

[51]) Gribble a. a. O. p. 211—17.

[52]) Burckhardt a. a. O.; R. M. 1899, p. 328 ff.

[53]) Vgl. Biese a. a. O. S. 327.

Mr. Benolt nennt „diejenigen, die nicht von so schönen Sachen ergriffen werden: Esel, Dummköpfe, Fische, Schildkröten". Er empfindet auch bereits das, was Dent als „The inborn instinct of the mountaineer" bezeichnet.[54]) „Ich kann das Entzücken und die natürliche Leidenschaft nicht beschreiben, die mich zu den Bergen hinziehen," schreibt er.

Im 17. Jahrhundert wendet sich der Zeitgeist anderen Aufgaben zu, und das Bersteigen schläft ein, um erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder praktisch aufzuleben, und dann setzt auch sogleich jene Strömung der künstlerischen Naturschilderung ein, die mehr als alles andere zur Verbreitung alpinen Empfindens beigetragen hat. Begreiflicherweise. Die Erfahrungen des Bergsteigers sind zum Teile individuell, nicht von jedem erlebbar. Sie sind abhängig von seinem Wissen, seiner Kenntnis von der Natur und seinem Verständnis für sie, seiner Beobachtungsgabe, körperlichen Konstitution, kurz zahlreichen Faktoren, so dass die Schilderungen des „reinen" Alpinisten eigentlich nur für den, der auch einer ist, Ueberzeugungskraft besitzen. Daneben hat aber der Berg noch eine allgemein verständliche Wirkung auf die menschliche Seele: nämlich als schwach oder gar nicht bewohnter Teil der Erdoberfläche im Gegensatze zu den stark besiedelten Tälern und Ebenen. So wird der Berg zum natürlichen Symbol der Einsamkeit und Stille, und mit seiner schon früher erwähnten religiösen Bedeutung geradezu zum räumlichen Ziele der Abgewandtheit vom Irdischen, der Weltflucht. Je mehr die Zivilisation sich ausbreitet, je mehr der Mensch durch Landmangel genötigt wird, sich auch minder günstigen Lebensbedingungen anzupassen, desto stärker wird die unüberwindbare Unwirtlichkeit des Hochgebirges vom Kulturmüden begrüsst und gepriesen werden. Dass er aber in seinem weltflüchtigen Sehnen einem uralten Bedürfnis folgt, beweisen die zahlreichen Klöster und Kapellen, die entfernt vom Menschengetriebe an aussichtsreichen und einsamen Punkten in früheren Jahrhunderten angelegt wurden[55]) nicht nur bei uns, auch in Zentralasien, Syrien, Armenien etc. Der Bergesgipfel mit seiner unermesslichen Aussicht muss dem Binnenländer Meer und Wüste ersetzen.

Es gibt wohl nur wenige Menschen, die nicht ein- oder das anderemal während ihres Lebens Ueberdruss am Zusammenleben mit ihresgleichen und Verlangen nach Einsamkeit empfunden hätten; und der Dichter, der als Liebling der Götter ein Fremdling auf der Erde ist, trifft in jedem Herzen auf verwandte Empfindungen, wenn

[54]) Mountaineering 2nd. Ed. Ld. 1892. p. XVII.
[55]) Vgl. Ratzel. Naturschild. S. 160 ff.

er seine Sehnsucht nach der erhabenen Bergesstille in Worte kleidet. Er wird verstanden und nachgefühlt, und so ist es begreiflich, dass z. B. Rousseau, dem allerdings die Rokoko- und Barockzeit in ihrer Unnatur einen unvergleichlichen Hintergrund lieh, mehr zur Verbreitung alpinen Fühlens beigetragen hat als sämtliche Alpinisten zusammengenommen.

Auch Rousseau hat seine Vorgänger.

Petrarca singt: „Von Berg zu Berg — — führt mich die Liebe, weil betretene Pfade ich zu den Feinden meiner Ruhe zähle. — — Im Hochgebirg — — find ich ein wenig Rast, und bewohnter Auen Betrachtung ist todfeindlich meinen Blicken. — — Zum Gipfel, den die niederen Schatten meiden, fern zu des Alpenjoches hohem Rücken zieht mich hinauf ein innerstes Verlangen."[56]) Zwei Jahrhunderte später tönt es aus Spanien mit fast denselben Worten: „Dein Gipfel mich empfange! Nimm den Verfolgten auf, der wünscht zu scheiden von irrem Volkes Drange. — — Wo reiner wehen die Lüfte, da lass mich sitzen. — — Auf dir, gleichsam entkleidet des Staubes,"[57]) so singt später Byron: „Oh she (nature) is fairest in her features wild, where nothing polish 'd dares pollute her path,"[58]) Shelley: „Ich liebe — — alles, was entsprossen der Natur und nicht beirrt von der Menschen Elend wird,[59]) Hölderlin: „Es nimmt der heilige Berg, der väterliche, wohl in seine Ruh die umgetriebenen Gäste."[60]) Aber der Oberpriester der Weltflucht war Rousseau. „Die Natur," sagt Friedländer von ihm, „war ihm vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkam mit seiner Qual." Ihm wird auf der Basis des Menschenhasses das Gebirge zum Symbol der Reinheit, Erhabenheit, Grösse. „Auf hohen Bergen," schreibt er, „atmet man freier und fühlt sich körperlich leichter wie geistig fröhlicher, mir ist, als ob die Gedanken selbst einen Anflug von Grösse und Erhabenheit annehmen; mit den Gegenständen, über die unser Blick schweift, in Einklang stehen, als ob man, sobald man sich über die Wohnstätten der Sterblichen erhebt, alle niederen irdischen Gefühle zurücklässt und als ob die Seele, je mehr man sich der ätherischen Region nähert, etwas von der sich stets gleichbleibenden Reinheit derselben annimmt."[61])

Rousseaus Einfluss auf seine Zeitgenossen war ungeheuer. „Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts reiste man meilen-

[56]) Die Reime d. Petrarca. üb. v. Kekule u. Biegeleben. Stg. u. Tüb. 1844. 1. S. 243 f. Canzone 18(17).
[57]) Wilkens. Fray Luis de Leon (1527—91). Halle 1866, S. 164.
[58]) Child Harold. II. 37.
[59]) Biese, a. a. O. S. 423.
[60]) S. W. J. Lp. 1905. III. S. 48.
[61]) Nouv. Hel. Lettr. 36.

weit, um von irgend einem hohen Punkte in der Aussicht zu schwelgen."[62]) (Natürlich ist dies nicht Rousseaus Einfluss allein zuzuschreiben. U. a. hat auch Haller mit seinem hölzernen: Die Alpen (1729), viel dazu beigetragen, die Schönheiten der Schweiz bekannt zu machen.)[63]) Aber Rousseaus alpines Fühlen und Empfinden war doch einseitig, weltfeindlich; auf die höchste Höhe umfassenden inneren Erlebens brachte es erst der junge Goethe.[64])

Goethe war kein Alpinist in unserem Sinne; bis auf einige unbedeutende Ersteigungen (Rigi, Dole, Brocken) hat er nur Passtouren gemacht. Aber er kennt sie fast alle, die Gefühle, die den Menschen in der Alpennatur bewegen: das Gefühl des Kraftüberschusses, das zur Ueberwindung der Schwerkraft reizt und das er selbst auf ererbte Instinkte zurückführt,[65]) das Gefühl der eigenen Kleinheit angesichts der Bergesgrösse,[66]) das ihn so packt, dass er die Alpen in ihrer Wirkung mit der Macht der römischen Geschichte vergleicht; das Gefühl des Erhoben-Hinaufgezogenwerdens,[67]) des Verschmelzens mit der Natur, das grosse Eindrücke begünstigen.[68]) Er kennt selbst das antike Gefühl andachtsvoller, fernstehender Verehrung. Auf dem Gipfel des Dole sagt er von den Eisgebirgen: „Jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unseren Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt hat. — — Wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit — — da liegen, gibt man gerne jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen in Anschauen und Gedenken fertig werden kann."[69]) Als wunderbarer Beobachter kennt er auch schon jenen Stachel des alpinen Triebes, nie genug zu haben und sagt vom Herzog: „Er hat die Art den Speck zu spicken und wenn man auf dem Gipfel des Berges mit Müh und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh und Gefahr zu suchen."[70])*) (Fortsetzung folgt.)

[62]) Osenbrüggen. Wanderstud. a. d. Schweiz. I. S. 14.

[63]) Vgl. J. 1865, S. 344. ff.; E. Schmidt, Charakteristiken, Berl. 1886. S. 111–118.

[64]) Egger. Göthe u. d. Alp. J. 1866. S. 266.

[65]) Briefe a. d. Schweiz. I. 4. Absch. Vgl. Faust I. Osterspaziergang; Werther. v. 18. Aug.

[66]) Br. a. d. Schw. I., An Fr. v. Stein 9. 10. 1779.

[67]) Br. a. d. Schw. II. 4. 11, 1779.

[68]) Werther v. 18. Aug.

[69]) Br. a. d. Schw. I. Abt.

[70]) An Fr. v. St. 14. 10. 1779

*) Dem späteren Goethe gereichte die Beobachtungsgabe zum Verhängnis, der alles durchdringende Wissenstrieb überflutet den Reichtum seiner Seele. Wie trocken schreibt er an Schiller: „Die Rubrik dieser ungeheueren Felsen darf mir unter meinen Reisekapiteln nicht fehlen", und dann fährt er fort und findet immer nur wieder das Beiwort „ungeheuer" — — — sechsmal in 18 Zeilen[71])

[71]) 25. 9. 1797., 1. 10. 1797.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München. — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Zur Psychologie des Alpinisten.+)

Von H. Steinitzer.

(Fortsetzung.)

Das pantheistische Naturempfinden wurde besonders von Byron und Shelley[72]) weiter gepflegt. Auch Byron, der wohl von allen Dichtern der Natur am nächsten stand, kennt das Gefühl des Erhabenen in der physischen Natur, aber er weiss ihm nicht wie Schiller die Grösse des sittlichen Menschen entgegenzustellen. „The sumnits — as to show, how earth may pierce to heaven, yet leave vain man below,“ [73]) oder: „Ye mountains — — where the foot of man would tremble, could he reach them — —,“[74]) ganz im Gegensatz zu V. Hugo, der in seiner Seele die grössere Tiefe findet.[75])

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts war die Wirkung des Hochgebirges bereits so anerkannt, dass z. B. Herder (1800) ganz naiv sagen konnte: „Wir sehen Berge, — — „ach, wer droben wäre!“ sagte unser jugendlicher Geist“ und „wer könnte nicht dort sein,“ sagte unser jugendlicher Mut;“[76]) dass Lenau sich verstanden wusste, wenn er schrieb (ca. 1830): „Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirge und Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott.“[77]) Den überzeugendsten Beweis aber, wie sehr das „alpine Fühlen“ schon damals in das Vorstellungsleben selbst derer übergegangen war, die nie die Alpen gesehen hatten, bietet Grabbe. Er, eine weiche, furchtsame Natur, die ganze Physiognomie ohne Energie,[78]) der es liebte herrisch aufzutreten, und der im Leben und in der Dichtung anders erscheinen wollte als er war,[79]) benützt bereits wie soviele Moderne den Berg, um seine drohende Erhabenheit zu besiegen und dadurch grösser

[72]) Vgl. z. B. Shelley. Der Montblanc. (1816).

[73]) Child Harold. III. 62.

[74]) Heaven and Earth. I. III.

[75]) Feuilles d'Automne. V. (1829) Ce qu'on entend sur la Montagne.

[76]) Kalligone III. I. (1800).

[77]) S. W. (Reclam) Biogr. S. 190. (an Sophie).

[78]) Dingelstedt bei Dr. Ebstein. Grabbes Krankheit. München 1906. (mit Faks.

[79]) Gödeke. Grundr. d. d. Dichtg. III. S. 508 ff.

zu erscheinen, als er sich selbst kennt, sich willkürlich über sich selbst zu täuschen, mit den eigenen Gefühlen zu spielen. Mit Grabbe beginnt die alpine Pose, der alpine Snobismus. Einmal lässt er Don Juan auf dem Gipfel des Mt. Blanc sagen: „Sehr gefällt's mir hier, nicht einen Schritt sind wir des Lebens sicher" — „Freund, da nur, wo es in Gefahr gerät, bekommt das Leben ein wenig Wert"[80]) und an anderer Stelle: „Unersteiglich erregen die Gebirge des Menschen Kühnheit zu dem Erklimmen auf, und wenn sie scheitert, beweisen sie ihm doch, dass es ein Grösseres als Menschenkräfte gibt."[81])

Nietzsche verallgemeinert diesen Typus: „So steigt der Mensch," sagt er, „in gefährlichen Wegen auf die höchsten Gebirge, um über seine schlotternden Knie und seine Aengstlichkeit Hohn zu lachen."[82])

Unter den Dichtern, die vom Hochgebirge inspiriert wurden, findet sich, soweit es mir bekannt geworden ist, kein Alpinist. Manche von ihnen, wie Goethe oder Lenau, haben wohl gelegentlich Berge bestiegen, aber sie waren keine Alpinisten im heute geltenden Sinne des Wortes. Die einzigen Ausnahmen bieten Karl Stieler und Max Haushofer, aber auch sie waren weit mehr regellose Bergsteiger als Alpinisten. Physische Produktion, als welche wir das habituelle Bergsteigen wohl bezeichnen müssen, und geistige künstlerische Produktion scheinen sich auszuschliessen. Aber die eigentlichen Gründe liegen noch tiefer. Das Gebirge tötet die unentbehrlichste Begleiterin des Dichters, die Phantasie. Das Geheimnisvolle gibt ihr Nahrung, das Unbekannte, das, was in seiner Totalität aufgenommen werden muss, nicht zerlegt werden kann, wie Meer, Sternenhimmel, Wüste. Das steigende Wissen von der Naturbeschaffenheit des Berges zerbröckelte seine Einheitlichkeit, setzte eine Summe von einzelnen Eindrücken an die Stelle eines einzigen, gewaltigen. Die Phantasie fand fast nichts mehr zu ergänzen, weil das Wissen tausend Punkte gefunden hatte, sich anzuklammern.

In die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt die fruchtbarste Periode der wissenschaftlichen Erforschung der Alpen. Die erste Ersteigung des höchsten Berges Europas machte gewaltiges Aufsehen. Saussures Versicherung, dass in der Alpenwelt Eindrücke zu holen seien, „welche mit allem, was man auf der übrigen Erde sieht, nichts gemein haben".[83]) oder des vielgelesenen Bourrit

[80]) Don Juan u. Faust. II.
[81]) Barbarossa. II.
[82]) Menschliches Allzumenschliches. I. 137.
[83]) V. s. l. A. III. 22

Schilderungen von „der Leidenschaft für die freie Luft der Höhen und die Herrlichkeiten des ewigen Schnees"[84]) waren geeignet, alle jene Kraft- und Abenteurernaturen anzulocken, denen das gewöhnliche Leben des Kulturmenschen nicht genügenden Spielraum bot, die sich nach intensiven Reizen und Erregungen sehnten. Es entsteht die Bergmanie, deren erstes Opfer, wie Freshfield sagt, Bourrit selbst war,[84]) die fixe Idee, einen Berg, koste es was es wolle, erklettern zu müssen. Hier liegen die Wurzeln des alpinen Ehrgeizes; die Besteigung eines hohen Berges fängt an einen gewissen Nimbus zu verleihen, nachdem die Gefahren und Schwierigkeiten überall bekannt geworden sind; und alle jene Begleiterscheinungen des Wettbewerbes beginnen sich zu entwickeln, die nie fehlen, wenn ein Ziel aus dem Blickpunkte des einzelnen in den Gesichtskreis der Allgemeinheit hinübertritt.

Schon Windham, der 1741 mit Martel Chamonix „entdeckte", wurde durch seine Liebe zu Abenteuern hingeführt;[85]) ca. 1778 gab es bereits Leute, die hingingen, weil sie das „überlegene Benehmen reizte, das die annahmen, welche die berühmte Tour nach dem mer de glace gemacht hatten", und der erste Versuch auf die Aiguille du Dru wurde unternommen, weil einer der Teilnehmer an der Tour „es nicht liebte, Leute über sich zu sehen".[86])

Jaques Balmat führte die erste Besteigung des Mt. Blanc (7. 8. 1786) aus Ehrgeiz aus, „damit ihm andere nicht zuvorkämen",[87]) die einen, wie Howard und van Rensschaer (1819), steigen aus Neugierde hinauf, andere aus Freude an einem schwierigen Unternehmen (Jackson 1823), ja von Mlle. d'Angeville (1838) wird erzählt, dass „die Idee, den grossen Berg zu ersteigen, von ihr in so ausschliesslichem Grade Besitz nahm, dass sie zur wütenden Leidenschaft wurde", und ein anderer, A. Smith (1851), „litt schwer an der anscheinend unheilbaren Krankheit: Eisberg im Gehirn. Wo er auch war, Mt. Blanc schien ihm im Sinne zu liegen".[88])

Daneben betonte man den Reiz der landschaftlichen Schönheit der Gebirgswelt immer wieder. So die de Lucs (1770), die von „der Bergekstase" erzählen,[89]) Saussure (1787), der berichtet, dass „ihn die Berge von seiner Kindheit an mächtig angezogen und

[84]) A.-J. IX. p. 12. (Freshfield.)

[85]) Mathews. The Annals of. Mt. Blanc. Ld. 1898. p. 17.

[86]) A. J. VI, p. 194; Vgl. a. Gribble. a. a. O. p. 122—127.

[87]) Cunningham. The Pioneers of the Alps Ld. 1887; Durier Le Mt. Blanc. Paris 1897 p. 98 ff.; Mathews a. a. O. p. 54 ff.

[88]) Mathews a. a. O. pp. 108—176.

[89]) A.-J. IX. p. 6 ff.

er sich noch des Schauers erinnert, der ihn erfüllte, als er zuerst den Gipfel betrat". (Obwohl er an a. O. gesteht: „Ich machte all diese Reisen lediglich zum Zwecke Naturgeschichte zu studieren,"[90]) oder später Thurwieser (1789—1865), der in seinem Tagebuche schreibt: „Eine besonders frohe Empfindung regte sich in mir von frühester Jugend beim Anblicke der Berge, ich wusste sie mir nicht zu erklären und konnte sie nicht nennen. Bald schaue ich über diese Felsen hinweg, bin weit über sie erhaben und fühle so recht die Grösse des Menschen. Auf dem Gipfel denke ich inniger an Gott, fühle mich dem Himmel näher".[91])

Es ist ganz klar, dass die Alpen als schön empfunden wurden, sobald der Schauder des Unbekannten und der Abscheu vor ihrer Unwirtlichkeit von ihnen gewichen war und sich das Interesse des Menschen mit ihnen verknüpfte. Bei denen, deren Interessen von den in den Alpen wirksamen Naturkräften bedroht wurden, fehlt auch das alpine Schönheitsgefühl — bei den Alpenbewohnern selbst. Stammten auch die ersten Schilderer der Gebirgsschönheiten wie Gessner, Bourrit, Haller, Saussure, Rousseau u. a. m aus der Schweiz, so wurden sie doch in ihren, in weiten Talbecken gelegenen Wohnsitzen in keiner Weise von den Schrecken der Alpenwelt berührt, soweit die Grundlagen ihrer Existenz in Frage kamen. Sie mussten erst wie jeder Alpinist absichtlich vorübergehende Ortsveränderungen vornehmen, um unter den Gefahren der Alpen leiden zu können. Heutzutage ist es noch geradeso. Man wird sich unter den im Gebirge Ansässigen, seien es Bauern, Wirte oder Führer, vergebens um jemand umsehen, der die Natur seiner Heimat schön findet. (Liebe zur Heimat ist natürlich etwas ganz anderes.) Sein ursprüngliches Empfinden von der Wildheit der Alpennatur und der Geringschätzung des Gebirgsbodens, der bei grösster Mühe der Bewirtschaftung nur geringe Erträgnisse liefert, sind so fest eingewurzelt, dass selbst die nun seit fast einem Jahrhundert fortgesetzte Suggestion der Empfindungen des Stadtmenschen keine nennenswerte Wirkung hervorbringen konnte. Wo der Alpenbewohner das Gebirge schön findet, verrät schon die Ausdrucksweise, dass er fremde Empfindungen rein äusserlich nachspricht, ohne sie erleben zu können.

Wie sich nun die Motive des Bergsteigens bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts auch tatsächlich darstellen, die Empfindung war jedenfalls vorherrschend, dass dem Wissens- und Forschungstriebe die Hauptrollen zufielen. So führt z. B. Kohl (1842), der auch „die enthu-

[90]) Mathews a. a. O p. 23; Saussure., Kurzer Ber. v. eine Reise a. d. Gipfel des Mt. Bl. Aug. 1787 Strassburg. 1788. S. 14.

[91]) Schöpf. P. C. Thurwieser; Salzburg. 187 S. 40—42.

siastischen, blos von allgemeiner Naturliebhaberei begeisterten Bergsteiger" kennt, „welche nur des Steigens wegen auf die Berge steigen", das ästhetische, wissenschaftliche, botanische, zoologische, medizinische und ethnologische Interesse an der Bergwelt an und meint: „Die Wissenschaften mögen mehr als alles andere den Impuls zum Bergsteigen gegeben haben".[92])

Hatte bisher der Wissenstrieb bei der Eroberung der Alpen die Hauptarbeit geleistet, so vollzieht sich mit der Gründung der alpinen Vereine ein völliger Umschwung. Anfangs waren sie wohl, wenigstens zum Teil, Konzentrationsstätten für alle alpinen Bestrebungen, aber bald lösten sich die rein-wissenschaftlichen ab. Eine Weile fristete im Vereinsschutze noch eine Art Pseudowissenschaft ein kümmerliches Dasein, dann verschwand auch sie, und die Alpenvereine wurden, was sie sind: dem Alpensport gewidmete Verbände. Was ausserdem an allgemein Wertvollem, an Karten, populär-wissenschaftlichen Werken etc. geschaffen wurde, geschah mit der ausdrücklichen Absicht, zur Bereisung der Alpen und besonders der Besteigung der Gipfel anzuregen. Wie einst der Mt. Blanc die gesamten Alpen repräsentierte, so hat jetzt der höchste Teil jeder einzelnen Berggestalt die symbolische und reale Bedeutung des ganzen Berges in sich aufgenommen. Damit öffnet sich ein neues Kapitel in der Entwicklungsgeschichte des Bergsteigens. Der alpine Trieb wird in überwiegendem Masse von rein sportlichen Motiven geleitet, der Alpinismus tritt seine Herrschaft an.

III.

Von aussen gesehen stellt sich das Verhältnis zwischen Berg und Mensch folgendermassen dar:

Altertum. Der Berg wird erlitten (erlebt) als Wohnsitz Gottes, als Gott, als Teil Gottes.

Mittelalter. Der Berg wird erlebt als Werk Gottes, als Wohnort des Teufels und böser Dämonen.

Bis ca. 1800. Der Berg wird vom Geiste und Gefühle des Menschen erobert.

Bis 1857. Der Berg wird benützt als Mittel zur Entwicklung der physischen und Bereicherung der psychischen Natur des Menschen.

Nach 1857. Die Benützung des Berges wird organisiert.

[92]) Reise in Oesterreich. Dr. u. Lp. 1842. V. S. 258—64.

Im Einzelindividuum können alle diese Beziehungen mit ihren Gefühls- und Vorstellungskomplexen als bewusste Triebfedern, unbewusst arbeitende Instinkte oder ererbte Dispositionen vorhanden sein, und da sie sich teilweise widerstreben, ja gegenseitig aufheben, so handelt es sich bei dem, was man „mountain-spirit, alpinen Geist" genannt hat, um eine ausserordentlich komplizierte Erscheinung, die man unmöglich mit den Worten Dents abtun kann: „Entweder man hat ihn oder man hat ihn nicht".[93])

Auch was andere Alpinisten über die allgemeinen Triebfedern des Bergsteigens aussagen, scheint mir nicht erschöpfend. Von den verschiedensten Autoren werden als Gründe der heutigen Bergsteigelust u. a. angeführt: Die Freude am ästhetischen Genusse der Hochgebirgsnatur, an der Ueberwindung der Beschwerden, mit denen er erkauft werden muss, am wilden Leben des Naturmenschen (Richter);[94]) die Freude am Steigen und Klettern an und für sich. „Ich steige, weil's mich freut" (Normann-Neruda);[95]) der Trieb, die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit kennen zu lernen (Güssfeldt);[96]) das Hinaufstreben vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, das Tragische im Kampfe des Menschen gegen die Natur (Wittek);[97]) das Majestätsbewusstsein des Menschen, das seine Schranken eben nur an dem Unendlichen selbst hat (Hofmann);[98]) Freude an wissenschaftlichen Problemen, an der Tätigkeit des Pfadfindens (Haushofer);[99]) Hoffnung auf grossartiges Schauen, unvermutete Erlebnisse (Ampferer);[100]) der dämonische Drang, die Elemente kämpfend zu besiegen, brennender Durst nach neuen, tiefwühlenden Empfindungen (Lammer);[101]) Eitelkeit, Sucht nach Erfolg, Erreichen und Ueberragen der Leistungen der Mitmenschen (Paulcke);[102]) Orientierungstrieb (Blodig, Conway, Coolidge);[103]) Freiheitstrieb, Freude an der Erhöhung der Selbstschätzung, daran, dass man sich zeigt, dass man tüchtig ist (Lendenfeld);[104]) — am nachdrücklichsten aber werden die Zwecke des Alpinismus betont, seine erziehlichen und kulturfördernden Wirkungen, und die Eigenschaften, deren Besitz als Vorbedingung zu

[93]) Mountaineering. XVIII.
[94]) Erschliessung der Ostalpen. I. 17; Ueb. d. Triebf. d. Bergsteig. M. 1903 S. 53 ff.
[95]) Z. 1895, S. 120 ff.
[96]) Z. 1881, S. 63 ff.
[97]) J. 1869. Z. Aesthet. Würdigung der Alp. S. 118 ff.
[98]) Was soll der Mensch da droben. Z. 1887, S. 247 ff.
[99]) Z. 1899, S. 94 ff.
[100]) Gedanken über alp. Probleme. Oe. A. Z. 1903, No. 648/9.
[101]) Z. 1893, S. 419 ff.
[102]) D. A.-Z., III. S. 317 ff.
[103]) Worauf beruht meine Bergfreude. Wand. u. Reisen. 1903. I. S. 396 ff.
[104]) ebenda.

seiner Ausübung nötig ist wie Mut, Entschlossenheit, Geistesgegenwart etc.,[105]) so z. B. v. Purtscheller, Haushofer u. a. Damit scheint mir nun allerdings die Problemstellung gänzlich verfehlt. Die Eigenschaften, die zur Ausführung einer Arbeit erforderlich sind, haben mit den Triebfedern nicht das mindeste zu tun. Diese können freilich nur auf Grund einer wenigstens rudimentären Begabung erworben werden, aber wo sie fehlt, hat eine Untersuchung überhaupt keinen Sinn. Uns beschäftigt die Frage, warum einzelne Menschen bergsteigen, nicht, warum andere es unterlassen. Die Frage nach den Wirkungen des Alpinismus erscheint mir in diesem Zusammenhange ebenso zwecklos. Dass der Mensch wiederholte und fortgesetzte Handlungen nur ausführt, weil er glaubt, damit individuelle und allgemeine Vorteile zu erringen, ist selbstverständlich; ob jedoch diese Vorteile auch wirklich eintreten und vor allem, ob sie Vorteile sind, kann teils gar nicht, teils nur auf Grund einer ausserordentlich komplizierten und noch niemals auch nur in Aussicht genommenen Untersuchung entschieden werden. Ueber die besondere Natur des Alpinisten würde sie uns zudem nichts aussagen, da sie sich mit den Gründen des menschlichen Handelns überhaupt in erster Linie zu befassen hätte.

Ich will daher einen anderen Weg einschlagen, der, wie ich hoffe, positive Ergebnisse liefern wird. Im Verlaufe dieses Weges werde ich noch oft genug auf die Aussagen von Alpinisten zurückkommen müssen.

In den beiden ersten Abschnitten dieser Arbeit habe ich zu zeigen versucht, welche allgemein menschlichen Motive und Anschauungen im Alpinismus enthalten sind und wie sie sich innerhalb der gesamten Kulturentwicklung, bedingt und getragen von ihr, verändern, abwandeln, in verschiedenen Aeusserungen gestalten.

Die letzte Phase im Alpinismus wurde darin gefunden, dass der Gipfel, d. h. die höchste Spitze des Berges als dessen Symbol, repräsentative Verkörperung, angesehen wird. Der Berg wird durch einen Akt, die Besteigung seines höchsten Punktes, erobert, besiegt, in Besitz genommen. (Der Gipfel ist „unser" geworden, ist eine stehende Phrase.) Dergleichen symbolische Akte gab es in früheren Zeiten viele, in unseren Tagen hat sich vornehmlich und allgemein jener erhalten, durch welchen der Besitz des Weibes gekennzeichnet wird. Dass es sich in beiden Fällen um symbolische

[105]) Vgl. Altkirch. Oe. A.-Z., No. 670; Eckhardt. Die sportl. Seite d. Alpin. M. 1908.: Modlmayer. M. 1902. S. 279.; Haushofer a. a. O.; Hoffmann a. a. O.; Hogenauer. Die Alp. a. Elem. d. Culturgesch. Z. 1900. S. 80 ff.: Purtscheller. Z. 1897, S. 57. Z. 1894. S. 95 ff.; Güssfeldt. In den Hochalpen. 3. A. Bler. 1892. S. 215–18; Ueb. Eis u. Schnee, v. G. Studer. 2. A. Einleitung. u. a. m.

Akte handelt, ist klar. Weder kann ein dreidimensionales Gebilde, wie der Berg es ist, durch Begehung einer Linie von der Basis zum Scheitelpunkte in Besitz genommen werden, noch ein organisches beseeltes Wesen wie das Weib, durch Vornahme einer physischen Handlung. Das Wesentlichste dieses symbolischen Aktes wird in seiner Singularität erlebt, das Weib kann nur einmal wirklich in Besitz genommen werden von dem ersten, dem es sich hingibt, und ebenso der Berg von dem ersten, der ihn besteigt. Der Alpinist spricht geradezu von der jungfräulichen Spitze. In der ersten Besteigung eines Berges wird der Wille zur Macht des Menschen über die Erde ganz besonders intensiv empfunden, denn tatsächlich ist er das einzige räumliche Gebilde der Erdoberfläche, das man durch Vollziehung eines einzigen Aktes in Besitz nehmen kann. Diesen besonderen Reiz haben die Alpinisten auch immer empfunden. Kennedy z. B. schreibt: „While ethnology and physical science claimed their due, another and a mightier attraction existed, we had an unnascended peak in contemplation, and what mountaineer can resist the charms which such an object presents"?[106]) Matthews bezeichnet bestiegene Berge als ihrer Anziehung beraubt.[107]) Franz Senn sagt: „Die Unbestiegenheit einer Spitze ist der beste Stachel, um einen Bergsteiger zu einem Unternehmen anzutreiben!"[108]) Hofmann spricht „von dem unendlichen Reiz, der in der Bezwingung einer noch nie betretenen Spitze liegt."[109]) Whympers Interesse am Weisshorn hört sofort auf, als er hört, dass es schon bestiegen ist.[110]) Harpprecht, Grohmann, Wallner — sie alle betonen den „besonderen Reiz, den die Jungfräulichkeit einer Spitze ausübt"[111])

Man hat die Geburt des sportlichen Alpinismus geradezu an die erste Ersteigung des Wetterhorns geknüpft (1854), die zu dem einzigen Zwecke unternommen wurde, den allerhöchsten Punkt zu betreten, obwohl es bis ca. 10 Fuss unterhalb der Spitze bereits bestiegen worden war.[112])

In dem besonderen Reiz, den die erste Besteigung eines Berges ausübt, liegt schon das soziale Moment des Wettbewerbes, eine Handlung auszuführen, die in dieser Form zu vollziehen nun keinem Menschen weiter möglich sein wird. Als die unbestiegenen Berge

[106]) A.-J. I, p. 3.
[107]) A.-J. I, p. 236.
[108]) Z. 1869/70, S. 264.
[109]) Z. 1870/1, S. 483.
[110]) The Ascent of the Matterhorn. Lond. 1880.
[111]) Z. 1869/70.
[112]) Wills. Wanderings among the High Alps. Ld. 1856. Chapt. XIV.

seltener werden, erhöhen sich die Forderungen, die an die ideelle Besitzergreifung gestellt werden. Erst muss man ihn traversiert haben, d. h. im Abstiege auf einer anderen Linie begehen als im Aufstiege, dann wird verlangt, dass man alle überhaupt möglichen Aufstiege durchgeführt habe. Immer aber wird jede neue Route in den alpinen Zeitschriften sorglich registriert und verleiht ihrem Begeher den Nimbus, der mit der Ausführung jeder nur einmal möglichen Handlung verbunden ist.

Allein auch die neuen Routen sind numerisch begrenzt, ihre Anzahl steht in keinem Verhältnis zu der täglich wachsenden Masse der Bergsteiger. Da tritt nun ein neues Moment in den Vordergrund, das der Schwierigkeit und Gefahr. Die Freude an dem Ueberwinden von Schwierigkeiten, am Aufsuchen und Bestehen der Gefahr ist einer jener Instinkte, der auf unsere tierischen Ahnen zurückgeht. Auch die Tiere vollführen die halsbrechendsten Kunststücke, wenn deren Einübung für sie im ernsten Kampfe ums Dasein später von Vorteil sein wird.[113]) Aber das absichtliche, bewusste Aufsuchen von Gefahr und Schwierigkeit ist doch nur auf sozialem Boden möglich, wo Kraft, Mut, Geschicklichkeit innerhalb gewisser gesellschaftlicher Verbände den Besitzer von der Menge unterscheiden, ihn auszeichnen. Das Gegenteil ist anscheinend nur beim Verbrecher der Fall, aber auch bei ihm nur anscheinend.

Der Einwand, dass der Bergsteiger bei Ausübung gefährlicher Touren sich um das Urteil der anderen nicht im geringsten kümmere, ist falsch, denn er kann zu dem normativen Begriff der Gefahrverachtung und Schwierigkeitsüberwindung als auszeichnendes Moment überhaupt nur durch Vergleich gelangen. Deshalb ist jede menschliche Tätigkeit, die bewusst und absichtlich Gefahren und Schwierigkeiten aufsucht, um sie zu überwinden, ein Wettkampf, soweit nicht die Erreichung eines für die augenblickliche Fortdauer des Lebens notwendigen Zieles erstrebt wird.

Ein Wettkampf oder besser in diesem Falle ein W e t t s p i e l setzt nun stets Zuschauer und Preisrichter (oder wo diese wie beim Alpinismus fehlen), gleichgesinnte Kampfgenossen und einen Gegner voraus, und als Gegner wird der Berg empfunden. Dass er so empfunden werden kann, verdankt er seiner Form, die ihn als Einheit erscheinen lässt. Je individueller, persönlicher seine Gestalt ist, je stärker sie sich aus dem Gipfelgewirre des Gebirges heraushebt, desto grösser ist der Reiz, ihn zu besteigen, zu besiegen. Das ist auch ein Grund, weshalb gewöhnlich die höchsten Berge einer Gruppe

113) Vgl. Groos. Sp. d. Th.

zuerst bestiegen werden. Unerreicht in dieser Beziehung ist das Matterhorn. „Strong minds," schreibt Whymper, „felt the influence of its wonderful form, and men, who ordinarely spoke or wrote like rational beings, when they came under its power, seemed to quit their senses and rhapsodised, losing for a time all common forms of speech. Even the sober De Saussure was moved to enthusiasm when he saw the mountain."[114]) Oder Leslie Stephen: „The proportions of the Weisshorn excite an irresistible longing in the mountaineer to be perched on the top of his sharp snowy cone;"[115]) oder Weilenmann[116]): „verwegene, zur Besteigung herausfordernde Formen". Berge, deren Formen an schon vorhandene räumliche Symbole erinnern wie das der Pyramide oder der Säule, werden bevorzugt, da der Inhalt des Emporstrebens, in den Himmel Ragens etc. schon erlebt wurde und deshalb leicht auf sie übertragen werden kann.

Der Berg als Gegner verknüpft sich natürlich mit allen jenen Vorstellungen, die aus dem Wesen des ihn Bekämpfenden abgeleitet sind, er wird vermenschlicht. So sagt z. B. Barth[117]): „Jetzt hatte ich mich mit meinem Gegner verbissen (S. 43), jetzt ist er in meiner Gewalt (65). Wer du auch seist, mit dir habe ich zu schaffen! Einer von uns ist dem andern verfallen (95). Was hat es ihr genützt, der Spröden, mit Mauerpanzer sich zu umgeben (353). Der erste wärs, der nein sagte, wenn ich ein Ja will (584). Solchen Schimpf hat noch keins seiner Häupter erfahren" (588); oder ein Moderner[118]): „Und wälzest du Zyklopenfelsen auf mich, furchtbarer Gegner! Vernichte mich damit" etc. Manchmal scheint sich auch der Kampf nicht mit dem Berge selbst abzuspielen, sondern mit seinem Genius, seiner Bergseele. „Ein Turm," heisst es bei Radio-Radiis,[119]) „das letzte Bollwerk des ergrimmten Berggeistes, der uns mit Untergang bedroht, weil wir sein Heiligtum entweiht".

So spricht reiner, unverfälschter Animismus, wie wir ihn noch heutzutage bei wilden Völkern finden, und hier treffen wir auf einen neuen Trieb, der natürlich auch neben dem eben besprochenen „Willen zur Macht" bestehen kann. Radio glaubt ebensowenig wie irgendein anderer Bürger des 20. Jahrhunderts an einen Berggeist, aber im Eifer des Steigens und Kletterns, noch später in der Erinnerung daran beim Niederschreiben, fühlt er ihn. Da steigen

[114]) The Asc. of the Matt. a. a. O.
[115]) A.-J. I, p. 39 f.
[116]) Aus d. Firnenwelt. S. 239.
[117]) Aus den nördlichen Kalkalpen, 1874.
[118]) O. Oppel in „Empor", Lpg. 1907. S. 212 ff.
[119]) Z. 1904. S. 216.

in seiner Seele Empfindungen, Vorstellungen empor, die vor Jahrtausenden im Dasein seiner Vorfahren erlebte Wirklichkeiten waren. Der Kulturmensch d e n k t weiter, der Wilde in ihm fühlt, begehrt, handelt. Hier liegen offenbar die tiefsten Wurzeln jener Freiheitsgefühle, die einen Hauptreiz des Lebens in den Bergen ausmachen. Der Alpinist ist in Wirklichkeit einer der gebundensten Menschen. Er ist abhängig vom Wetter, von den Schneeverhältnissen, von seiner Ausrüstung, von seiner augenblicklichen Disposition, von der Entfernung der Stützpunkte und Wohnstätten, er darf nicht aufstehen, wann er will, nicht essen, wenn es ihn hungert und nicht rasten, wo er möchte. Nur die peinliche Einhaltung klug ausgedachter und erprobter Regeln vermag ihm den Sieg zu sichern, die ungefährdete Heimkehr zu ermöglichen. Und trotzdem fühlt er sich frei — frei von dem, worauf er stolz ist, an dem er mit Fleiss und Absicht mitarbeitet, der Kultur. In diesem Freiheitsgefühle ist nicht nur Weltflucht, Freude am Kontrast, die geniesst der Kulturmensch bewusst, sondern Freude am einfach „Leben", sich nach Gutdünken Bewegen, Springen, Strampeln, Brüllen, Jauchzen — dies geniesst der Wilde. „Vor Schreck und Lust brüllte ich," schreibt B a u r i e d l,[120]) „und dann jauchzte ich wieder, unaufhörlich, instinktiv, eine ganze Zeit lang. — — Fast zerplatzend vor geheimer Lust und Begier und — um kein Narr zu werden, versuche ich den Stein zu Käse zu drücken". Oder H e s s e in Peter Camenzind: „Nachdem ich mit dem ersten grossen Staunen fertig war, brüllte ich vor Lust und Erregung laut wie ein Stier in die klaren Lüfte hinaus".

Das ist Rausch, Ekstase. Alle intensiven Reize, Erschütterungen, Erregungen — in diesem Falle Gefahr, Siegesfreude, Schönheit, Erhabenheit, Einsamkeit, Freiheit — vermögen jenes Gefühl erhöhter Realität zu geben, das dieser Art Ekstase eigentümlich ist. „Himmelhochjauchzende Glückeswellen und Rausch," sagt R a d i o.[121]) „Seligste Wonnen umfangen dann meinen Sinn und durchfluten mein Gemüt" oder W e i l e n m a n n: „Mir ist, als betrete ich einen Ort der Wonnen — — der erste Drang meines Herzens war — — um den Hals zu fallen."[122])

Aber nur der Gebirgswelt vorbehalten sind diese ekstatischen Empfindungen nicht, wenn sie auch unter den Eindrücken einer grossartigen Natur leichter zur Auslösung gelangen. Ich erinnere mich, den Naturrausch zweimal empfunden zu haben, das erstemal

[120]) v „Empor". S. 285 ff.
[121]) Z. 1904 u. 1902. S. 344.
[122]) Weilenmann a. a. O. S. 332

auf der Pyramidenspitze, einem Damenberge bei Kufstein, das zweitemal bei Tivoli, als ich über die Campagna hinblickte.

Ebenso wird das Auftauchen mystischer und pantheistischer Stimmungen durch die Grossartigkeit der Umgebung begünstigt. „Gewisse Schauspiele der Natur," sagt James, „scheinen eine besondere Macht zu haben, mystische Stimmungen hervorzurufen." Er führt die Niagarafälle, einen Sonnenaufgang in den Bergen an der Küste des Ozeans an. Ein anderer hat für diese Zustände den Ausdruck „Kosmisches Bewusstsein" geprägt.[123] Dr. Pfannl schildert sein Zustandekommen im Alpinisten sehr anschaulich: „. . . Jene Fahrten, bei denen ich keiner verstandesmässigen Auflösung der Sinneseindrucke bedurfte, oder mir wenigstens keiner solchen bewusst wurde, bei denen mir meine Sinne vielmehr, sozusagen unmittelbar, Empfindungen von höchster Potenz, positive Glücksempfindungen und einen Schönheitsrausch, wie sie mir sonst nicht gegönnt sind, vermittelten. Ich kann diese nur mit religiösen Empfindungen vergleichen. Sie sind verbunden mit einem Verschwinden der sonst mein Bewusstsein bildenden, im Vordergrunde meines Geisteslebens stehenden Vorstellungsgruppen, mit einem Hinaustreten aus der Persönlichkeit, dem Gefühle eines direkten Inbeziehungtretens mit dem All."[124]) Das „Ich" wird gleichsam durch die auf es einstürmenden lustbetonten Gefühle, Eindrücke, Erregungen gesprengt.

Durch diese Lockerung des psychischen Gewebes wird auch das Eintreten eines anderen, formal wohl ähnlichen, aber inhaltlich geradezu entgegengesetzten Rauschzustandes begünstigt. Mehr oder weniger kennt jeder Alpinist die Ichräusche, in denen das Ich, allmächtig sich fühlend, sich zum Gott potenziert. Die Tätigkeit des Bergsteigens scheint mir mehr wie jede andere auf Erden geeignet, solchen Rausch herbeizuführen. Denn der Berg ist, wie wir gesehen haben, gleichsam überladen mit ihn auszeichnenden Symbolen, die alle in die Hand dessen übergehen, der ihn besiegt. Seine ungeheure Grösse, sein trotziges über-die-Welt-Emporragen, seine Unabhängigkeit vom menschlichen Geschehen, die gigantische Macht der zerstörenden Kräfte, die von ihm ausgehen, seine Unberührtheit, seine Verwandtschaft mit Licht und Aether, die seinen Scheitel umspielen, seine ewige Unveränderlichkeit — sie alle sind Momente der Stärke, Grösse, Macht, die der Alpinist mit jeder bezwungenen Wand, jedem erkletterten Kamin ihm stückweise entreisst, um sie dem eigenen Ich einzuverleiben, bis mit dem Betreten des Gipfels das gigantische

[123]) The Varieties of Relig. Experience, Lond. 1902, p. 394 ff.

[124]) Wand. u. Reise. 1902, I., 396 ff.

Naturgebilde als gigantisches Kraft- und Machtempfinden die Seele des Siegers erfüllt.

„Was bist du mir, Berg?" sagt Pfannl. „Ein toter Stein, mit Eis bedeckt! Der Mensch, das Ich allein ist mir an dir das, was mich fesselt. Ja, mich, o Berg, finde ich — wenn ich deine Schönheit empfinde und mich ahne ich, wenn aus deinen Eisgefilden ein Hauch der Ewigkeit mich anweht, mich lobe ich, wenn ich meine kleine Kraft einsetze" etc.[125]) (nicht wörtlich zitiert) oder Lammer: „Nicht die Berge wollt ihr kennen lernen, sondern euch selbst — — nicht die objektive Naturschönheit befriedigt euch, sondern ihr begehrt — — nach dem Bewusstsein: All dies Herrliche ist erst ganz mein geworden durch harte Arbeit"[126]) oder Pichl: „Ist es nicht unerlässliche Notwendigkeit, sein eigenes Ich wieder zu voller Geltung zu bringen? Und wo wäre dies besser möglich als im Ringen mit den Bergen — — durch unseren Sieg über den scheinbar überlegenen Gegner, als durch die Verachtung des drohenden Unterganges?"[127])

Der Alpinist will sich selbst kennen lernen. Er benützt den Berg als Wertmassstab, an ihm will er erfahren, wie viel Mut, Geschicklichkeit, Ausdauer, Entschlossenheit in ihm selbst sind. Er will sich sagen ich kann, was andere können und dann: Ich kann mehr als andere — aus dem Wettkampf wächst das Sichhineinsteigern in Schwierigkeit und Gefahr bis zu den Grenzen des Möglichen hervor.

Aber mancher erhält auch auf die Frage: Was kann ich? die Antwort: Das kannst du nicht. Er findet Furcht, Angst, Trägheit, Schauder in seiner Seele, und damit flicht sich jener uralte asketische Zug um den Alpinismus, der den Geist gegen das Fleisch setzt, dieses durch jenen unterjochen, bändigen will. Wer aber nicht nur die Schrecknisse des Berges zu besiegen hat, sondern auch die Widerstände im eigenen Innern, der empfindet doppelt die Siegerfreude, sein Ich schöpft doppeltes Stärkegefühl aus dem zweifachen Siege. Was Wunder, wenn er darauf besonders stolz, eitel wird, wenn sein Ich sich nicht genug tun kann in der Siegesfeier. „Alpinismus, Heroismus," schreibt einer;[128]) „jeder wahrhafte Bergsteiger ist ein Abenteurer jener stolzen, grossen Art, der z. B. die Weltentdecker: ein Columbus, Vasco de Gama und Cook angehören,"[129]) ein anderer; ein dritter von dem „gottähnlichmachenden Ausgleich nach dem Voll-

[125]) Z. 1901, S. 192 ff.
[126]) Z. 1898, S. 419 ff.
[127]) „Empor", S. 161 ff.
[128]) Oe. A.-Z. No. 670.
[129]) „Empor", Einleitg.

bringen" und nennt den Alpinisten einen „Höhergeborenen"[130]) ein vierter meint von den alpinen Taten der letzten 15 Jahre: „Sie alle schlugen Tore durch die Meinung der Jahrhunderte."[131])

Das sind nun freilich Uebertreibungen, aber Uebertreibungen, die begreiflich erscheinen, wenn wir den Aufwand an Willenskraft bedenken, der dazu gehört, zu gleicher Zeit nach zwei Fronten, nach innen und aussen siegreich zu kämpfen. Begreiflich erscheint uns dann auch die Verachtung der Nichtalpinisten,[132]) der Philister, der immer wiederkehrende Hohn auf die armseligen Freuden und Genüsse der im Staube der Täler Kriechenden. Die so sprechen, haben diese Freuden und Genüsse, haben den Philister in sich selbst erlebt, unter ihm gelitten, darum hassen sie ihn, aber sie haben ihn überwunden, vielleicht nur für Stunden und Tage, doch das kann ihnen die Erinnerung daran nicht rauben, dass sie einmal all ihre Willenskraft aufwendeten, um mehr zu sein als sie von Natur aus sind. Die „geborenen" Bergsteiger empfinden weit weniger heroisch. Ich habe z. B. weder bei W h y m p e r noch E n z e n s b e r g e r davon etwas gefunden, und wenn ein Alpinist wie M u m m e r y die Schilderung seiner Bergfahrten mit den Worten einleitet — — „Nur denen, welche so denken wie ich und den Alpinismus als ungemischtes Spiel betrachten, sind diese Seiten geweiht,"[133]) so liegt darin allein schon ein wichtiges Charakteristikum für die Art dieses Mannes.

Wo der asketische Geist sich in den Kampf mit dem Fleische einlässt, ertönt der Ruf: Zurück zur Natur, weg von der Kultur. Gemeint ist damit natürlich die Zivilisation, die ja selbst die grösste Feindin der Kultur ist. „Aufgehen und Rückkehr zur Urnatur," sagt z. B. R a d i o, „das ist's, was uns zu wahren Menschen macht."[134]) Innerhalb seines gewöhnlichen Lebenskreises kann sich der wahre Mensch nicht entwickeln — je weiter er sich aus ihm entfernt, desto heilsamer ist es für ihn. Es ist immer der gleiche, uralte Gedankengang, der die indischen Büsser in die Waldwildnisse des Himalaya trieb und den heute lebenden Europäer in die Alpen führt, wo er, besonders früher, noch in vollster Ursprünglichkeit leben konnte und musste. Wer den Lockungen und Genüssen des Stadtlebens unterlegen ist, wer die Scham über das Tier in sich erlebt hat, der empfindet die heiligende, reinigende Kraft der Natur. Und besonders der Bergwelt, die zum Himmel zeigt, den Weg, den ein jeder gehen möchte, der Welt der weissen Schneefelder, des blen-

[130]) „Empor". S. 287 ff.

[131]) „Empor". Epilog.

[132]) Cermenati. In Difesa dell'Alpinismo, R. M. 1898, p. 517 ff.

[133]) My Climbs in the Alps a. Caucasus. Lond. 1895.

[134]) Z. 1904, S. 213 f.

denden Lichtes, des tiefblauen Himmels, alles dessen, was die Stadt nicht kennt — der Welt der Anstrengungen, Gefahren, Entbehrungen. — Und noch etwas anderes empfindet er, etwas, das auch aus den ältesten Schichten der menschlichen Entwicklung stammt: das Gewicht „des mehr oder weniger laut ausgesprochenen Glaubens, dem man ja fast allgemein begegnet, dass schmerzbringende Tätigkeiten vorteilhaft und angenehme schädlich seien".[135]) Er setzt das ewig Zwecklose der Natur gegen das ewig Zweckbewusste des rastlos begehrenden, arbeitenden, erwerbenden Kulturmenschen. — Der Alpinist reinigt sich tatsächlich und symbolisch von sich selbst, wenn er hinauszieht in die Berge; der Geist in ihm strebt empor und zwingt das sündige Fleisch zur Busse. „Ein jeder Mensch," sagt Scheffel im Ekkehard, „der mit rechtem Sinn zu Bergeshöhen steigt, wird ein Verklärter."

Durch Aufsuchung von Entbehrungen, Gefahren und Schwierigkeiten aller Art züchtigt der Mensch sich selbst. Der Berg ist ihm nicht nur ein Mittel, sein eigenes Ich kennen zu lernen, sondern auch, es zu bestrafen, zu entsühnen, zu reinigen.

Hier liegen die tiefsten und allgemeinsten Triebfedern des Alpinismus. Er bietet auch sonst körperliche und intellektuelle Genüsse, sekundäre Triebfedern, die ich nur berühren kann, soweit sie nicht allen Sportarten überhaupt eigentümlich sind. Um sie zu empfinden, würde der Mensch wohl auf Berge steigen, und sie haben in der Erforschung der Alpen vor Gründung der alpinen Vereine zweifellos eine grosse Rolle gespielt, nimmer aber würden sie ihn veranlassen, von Gipfel zu Gipfel zu eilen, schwierige Routen ausfindig zu machen, immer wieder seine ganze Kraft für die Besteigung längst bekannter Spitzen einzusetzen. Dieses rastlose, nie zu befriedigende Streben aber charakterisiert den modernen Alpinisten. Es gibt nur wenige unter ihnen, die sich aus rein inneren Gründen bei völliger körperlicher Tauglichkeit vom Alpinismus zurückziehen, die am Berg die Grenze ihrer Kraft kennen gelernt und sie für gross genug befunden haben, sie nun an andere Aufgaben zu setzen. Es ist ein Entsagen, denn der geistige Wettkampf der Menschen kennt selten so definitive und so schnelle Siege, wie sie beim Bergsteigen errungen werden können. Das Bekenntnis der Entsagung eines hervorragenden Alpinisten möchte ich hier anführen: „Ich habe schweren alpinen Aufgaben nicht aus mangelnden Kräften, nicht aus Scheu vor Gefahren und Anstrengungen, sondern aus Umwertung aller meiner Anschauungen und Pläne entsagt — ich stehe heute mit

[135]) Spencer. Princ. d. Psychol. I. S. 297.

anderen Sinnen vor stolzen Felstürmen, — ich habe jenen mächtigen, ganz dämonischen Drang kaum mehr in mir, den früher ihr Anblick unwiderstehlich weckte. — — Die Welt so tief und reich als möglich zu nehmen, ging als Erbschaft jenes Lebens herfür — —!"[136]) Hier sehen wir aus dem Bergsteigen die Frucht, den „moralischen" Menschen, wie ihn Schiller genannt haben würde, hervorkeimen. —

Die intellektuellen und ästhetischen Genüsse, die ausschliesslich beim Bergsteigen gewonnen werden können, hängen alle mit der Rundsicht zusammen. Das Gefühl der Erhabenheit ist in ihnen naturgemäss nur gering enthalten. „Es verliert sich," erzählt Wahlenberg, „in eine Leere durch zu grosse Entfernung von der Welt und nimmt viel von der abenteuerlichen Wildheit und Kälte der Gebirgsspitzen an."[137]) Der Mensch befindet sich auf dem Gipfel isoliert im Mittelpunkte eines ungeheuren Panoramas. Deshalb ist die Empfindung der Einsamkeit vorherrschend. Ratzel sagt: „Im Fernblick erreicht die Natur die grösstmögliche Freiheit von menschlichen Eingriffen und Zutaten." Er nennt ihn geradezu „den Gipfel der objektiven Einsamkeit, soweit man sie auf der Erde überhaupt haben kann."[138]) Diese Empfindung ist dem Freiheitsgefühl ungemein verwandt. Man ist abgeschnitten von jeder menschlichen Gewalt und Macht. Gewiss ist das tief im Walde, in der Wüste oder auf der See auch der Fall, aber nie wird es so sinnfällig, so anschaulich wie auf dem Berggipfel. Man übersieht ein grosses Stück der Erdoberfläche, sieht Dörfer und Städte, die Eisenbahn tief im Tale dahinbrausen, man weiss sich durch tausend Bande verstrickt mit dem Leben, den Wünschen und Zielen der Menschen da drunten, und ist ihnen doch unerreichbar, für den Augenblick völlig unabhängig von ihnen. Diesen Ausnahmezustand nur durch eigene Kraft, ohne jede Hilfe erreicht zu haben, gibt ein besonderes Gefühl des Stolzes. Man lebt sich in den Gedanken ein, der Menschen, ihres Beistandes und ihrer Gesellschaft überhaupt nicht zu bedürfen. Was uns unten im Tale als schwere Sorge erscheint – verflüchtigt sich hier, als sei es Traum und Einbildung. „Auf den hohen Gipfeln der Alpen wirft man die ganze Last des Lebens von sich und schwelgt im Himmelsäther; schade, dass man wieder zur Erde zurückkehren muss. Wer einmal von dieser Frucht gekostet, der verlangt stets nach Mehrerem und Höherem."[139])

Unter dem Eindrucke der Gipfeleinsamkeit entsteht eine ganz andere, reinere, leichtere, gehobene Vorstellungswelt. Restlos wird

[136]) „Empor, S. 183 f.
[137]) Cit. b. Ratzel. Natursch. S. 166.
[138]) ebenda. S. 163.
[139]) Studer, Ulrich. u. Weilenmann. Berg- und Gletscherfahrten i.d. Hochalpen der Schw., 1859. S. 1.

sie freilich nur der Alleingeher erschöpfen können. Dem, der mit Führern oder Gefährten auf die Berge steigt, werden sich gewisse Geheimnisse seines eigenen Innern niemals erschliessen. Es gibt Wunden der Seele, die in der ungeheueren Stille stärker schmerzen als unten, betäubt vom Lärm des Lebens, aber es ist ein Schmerz ohne Bitterkeit, in ihm liegt Ergebung gegen jene unabänderliche, blinde Macht, die sich vor unseren Augen mit starren Riesenzügen in die Erde eingeschrieben hat.

Denn nicht nur isoliert fühlt sich der Mensch auf den Gipfeln der Alpen, er fühlt sich auch gleichzeitig verbunden dem Stücke Welt, das er überschaut, als Teil eines mächtigen Ganzen. Was unten in einzelnen Tälern, Schluchten, Rissen, Gletschern, Seen getrennt erschien, das eint sich hier, Zusammenhänge werden offenbar, Rätsel lösen sich. Der Erkenntnistrieb des Menschen erfährt eine ungeahnte Befriedigung. Nirgend treten ihm so viele Fragen entgegen wie im Hochgebirge, wird sein Wunsch nach Orientierung, nach „Verknüpfung des Getrennten" so brennend. Mit einem Schlage ist das auf dem Gipfel erreicht. „Beruhigung tritt ein durch Gewinn an Klarheit und Einfachheit."[140]) Man hat diese lustbetonte Empfindung, das, was man gesucht und geahnt hat, nun bewahrheitet zu sehen, auch „das objektive Wahrheitsgefühl" genannt.[141]) Auch hier liegt ein spezifischer Reiz in der Sinnfälligkeit und Anschaulichkeit des Erklärungsbildes. Alle die Kräfte, die wir in den Alpen wirksam wissen, scheinen ihr Werk gerade für uns so hergerichtet zu haben, dass wir die Wirkungen ihrer Tätigkeit aufs leichteste und übersichtlichste verfolgen können. Dazu kommt noch die Befriedigung darüber, den richtigen Weg gefunden, sich ausgekannt, die zweckentsprechendsten Mittel zur Erreichung des Zieles angewendet zu haben. Man freut sich seiner Gescheitheit, ist stolz darauf, das, was man gelesen und gelernt, in praktische Tat umgesetzt zu haben.

Und aus all dem, der ungeheuren Weite, den Gefühlen der Einsamkeit und des doch sich eins Wissens mit der umgebenden Natur geht die Fähigkeit hervor, das ganze, sonst zerflatternde Ich in diesem einen Punkte, auf dem der Alpinist steht, festzuhalten, die Kraft der Konzentration. Die Vorstellungen werden mit aussergewöhnlicher Schärfe und Klarheit erfasst und bleiben deshalb auch sehr lange in der Erinnerung haften. Man denkt auf dem Gipfel leichter, zieltreffender. Und dieser gesteigerten intellektuellen Kraft ist sich der Bergsteiger bewusst und empfindet sie mit Genugtuung.

[140]) Vgl. Cornelius. Einleitung i. d. Philos., Lp. 1903. S. 24 ff.
[141]) Lehmann, a. a. O., S. 224 ff.

Mit diesem allgemein gehobenen Seelenzustande geht eine Herabdrückung der Ausdrucksschwelle Hand in Hand. Der Alpinist ist reagibler, als sonst unter gewöhnlichen Umständen, leicht gereizter. Es ist bekannt, wie schwer es selbst mit dem besten Freunde auf Bergtouren auszukommen ist. Die Bewegungen auch des Ruhigsten werden lebhafter, energischer, eine euphorische Stimmung hat ihn ergriffen, einem leichten Rauschzustande verwandt. Nichts scheint ihm schwer, unmöglich, er lächelt über die Wichtigkeit, die er unten im Tale allen möglichen Beziehungen beilegt. Das Ich bereichert sich fortwährend auf Kosten des sozialen Menschen. Daher auch die „alpinen Untugenden und Rücksichtslosigkeiten" bei Personen, denen man, wenn man sie nur von der Stadt kennt, dergleichen nie zutrauen würde. Man geht jetzt daran, einen „alpinen Knigge" zu verfassen, und vergisst dabei, dass mit jeder Anstandsregel, deren der Bergsteiger immer bewusst bleiben soll, ihm ein Stück seines kostbarsten Gutes, der Lebensfülle, entrissen wird. Diese Lebensfülle wurzelt zum Teil auch in den körperlichen Lustempfindungen. Der Alpinist kennt Genüsse, welche die Ausübung keines anderen Sportes zu verschaffen imstande ist, denn fast jeder Sport stellt fortgesetzt an dieselben Muskelgruppen Anforderungen, die bald zur Ermüdung führen. Durch die Mannigfaltigkeit des Terrains ist dagegen dem Alpinisten Gelegenheit geboten, alle Muskeln abwechselnd in Tätigkeit zu setzen. Beim Auf- und Absteigen, Klettern, Gehen auf Schutt, Fels, Schnee, Eis, Stufen-Hacken, Abfahren etc. etc. werden jedesmal die Kräfte in anderer Weise angespannt. Der Bergsteiger weiss, dass der rein körperliche Genuss bei abwechslungsreichen Touren viel intensiver ist, als etwa bei langen Schnee- und Schuttwanderungen, ja dass ihn selbst eine schwere Kletterei weniger ermüdet als ein Marsch auf der glatten Landstrasse.

Und das Steigen an und für sich ist mit keiner anderen Lustempfindung auf der Erde zu vergleichen. Mit jedem Schritte, den wir, das Gesetz der Schwere überwindend, emporsteigen, sehen wir die allernächste Umgebung, die Häuser, Bäume, Felsen, die uns eben noch überragten, herabsinken und lesen an ihnen wie an einem Massstabe die Resultate der geleisteten Arbeit ununterbrochen ab. In der Ebene vermögen wir unseren Fortschritt nur mittels der Karte festzustellen. Es ist bekannt, dass nichts so schwer ist als Schätzung der Schnelligkeit. Anders beim Steigen, besonders Klettern, das an stark geneigten Felspartien ausgeübt wird und deshalb den Erfolg noch sinnfälliger macht. Darum spricht der Alpinist auch von „Klettervergnügen, Kletterlust, Kletterbegeisterung". Stets hat

er in allernächster Nähe ein vorläufiges Ziel vor Augen, auf dessen Ueberwindung nun alle Kräfte eingestellt werden. Klettern ist gleichsam zollweises Siegen und vermag geradezu eine Art Bewegungsrausch[142]) auszulösen. „Mit einer wahren Lust warf ich mich auf diese Türme," schreibt z. B. Blodig.[143])

Verwandt mit diesem Vergnügen ist das Traversieren auf schmalen Eis- und Felsgesimsen, die Ueberschreitung scharfer Firn- und Felsgrate, wobei nur die peinlichste Ausbalancierung des Schwerpunktes vor dem Sturze zu schützen imstande ist. „Das stundenlange, aufregende Balancieren," schreibt Leberle, „stempelt die Tour zum Ideal einer Gratkletterei."[144])

Das Bedeutsame an diesen Tätigkeitsgefühlen ist aber nicht die körperliche Lustempfindung, sondern die es begleitenden Machtgefühle. Alles beim Bergsteigen zielt auf Erhöhung und Bereicherung des Ich.*) Darum bringt auch der Nichtalpinist dem Alpinisten so viel Unverständnis, ja Uebelwollen entgegen; nennt z. B. den Klettersport „die Quintessenz menschlicher Narrheit". Der Alpinist sagt: „Auf Grund dessen, was ich am Berge geleistet habe, kann ich mehr als du, und ich fordere Anerkennung dieses Anspruches." Da kann sich der Nichtalpinist nicht auf Kompromisse einlassen, da er sich sonst auf ein ihm fremdes Gebiet begeben würde und das, was er bekämpft, aus Mangel an eigener Erfahrung zugestehen musste.Er kann nur den Berg überhaupt als Massstab ablehnen und den ganzen Bergsport für Unsinn erklären. Der Alpinist hinwiederum rächt sich durch Ausdrücke wie: „Höhenfeinde, Klageweiber neuer Prägung, Philosophen der Furcht, Lehrer der Feigheit", und vergisst, dass es noch andere Plätze auf der Erde gibt als die Gebirge, wo der Mensch Mut, Tatkraft, Entschlossenheit — alle die Tugenden, auf deren Besitz er so stolz ist — betätigen kann.

(Fortsetzung und Schluss folgt.

---

[142]) Vgl. Groos Sp. d. M., S. 107 , 112. 115 .

[143]) Z. 1905. S. 199.

[144]) Z. 1905. S. 214.; Vgl. a. Groos. S. 101.

*) (Ich möchte jene merkwürdige Behauptung Galls nicht unerwähnt lassen, dass das Organ der Selbst-Achtung sich stark bei jenen Tieren entwickelt zeigt, welche in grossen Hohen leben und zwar nimmt die Grösse des Organs mit der Hohe der tierischen Wohnplätze zu.) [145]).

[145]) Combe. A Syst. of Phrenology 3rd. Ed., Ed. 1830. p. 149.

Mitteilungen.

Geschichte der Graphologie.

Literarische Streifzüge eines Graphologen. (H. St.)

1.

F. M. Klinger. »Aus Faust's Leben, Taten und Höllenfahrt (1791)«. Sämtliche Werke, Stuttgart und Tübingen 1842, Bd. III. S. 151 f.

(Satyre wahrscheinlich auf Lavater.)

Faust und der Teufel kommen in eine Stadt, deren Bewohner sich alle lebhaft für Physiognomik und Graphologie interessieren. „Ich gäbe, ich weiss nicht was darum, wenn ich die Handschrift der Herren hätte", sagte ein Weber, „um den schnellen und leichten Gang ihrer Denkkraft aus ihren Federzügen zu sehen." (152.) Sie wandten sich kaum nach einer Seitenstrasse, als einer der Späher zu ihnen trat und sie keck um die Physiognomie ihrer Handschrift bat, um, wie er sie versicherte: „Die Trägheit oder Fertigkeit ihrer hervorbringenden Kraft, die Geradheit, Standhaftigkeit, Reinheit, oder Schiefheit ihres Charakters daraus zu entziffern." — — —

2.

Nicolaus Lenau. Sämtliche Werke, Stuttgart und Augsburg 1855. I. S. 365.

(Einem Autographensammler.)

Fährtenkundig, kennt der schlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirsche, Wolf und Reh
Die verräterische Klaue.

Ja! Das Pedescript des Wildes
Gibt ihm auf dem weissen Grund
Auch des Tieres Grösse kund
Im Contour des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiss der Waidmann scharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spiesser oder Sechzehnender.

Meinst Du, Autographenheger,
Dass Dein Blick in dieser Schrift
Spuren meines Geistes trifft,
Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München — Druck von MAX STEINEBACH, München.